Danksagung

Ich bedanke mich sehr herzlich für die besonders engagierte und hilfsbereite Unterstützung seitens meines Betreuers Dr. Nava Rivero, ohne dessen Hilfe der Abschluss meiner Diplomarbeit in diesem sehr begrenzten Zeitrahmen nur schwer möglich gewesen wäre. Durch die schnelle und detaillierte Beantwortung meiner Fragen und sein genaues Feedback, konnte ich meine Arbeit beständig verbessern und so zu diesem Ergebnis gelangen.

Desweiteren spreche ich meiner Familie und meinen Freunden meinen aufrichtigen Dank aus, da sie mir wertvolle Tipps und positive Kritik gegeben haben und mich, wann immer dies notwendig war, in meinem Tun bestärkt haben. Ganz besonderer Dank gilt hier meiner Mutter, die viel Zeit aufgewandt hat, um meine Arbeit von Rechtschreib- und Kommafehlern zu befreien.

Zu guter Letzt bedanke ich mich bei allen Gärtnerinnen und Gärtnern sowie allen Forscherinnen und Forschern und allen anderen Gemeinschaftsgartenexpert_innen, die meine Fragebögen beantwortet haben bzw. für Interviews bereit standen. Ihre Antworten haben diese Arbeit ungemein bereichert. DANKE.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	4
1.1 Fragestellung	7
1.2 Methoden	7
1.3 Operationalisierung	10
2 Die Theorie der Praxis	11
2.1 Kapital	11
2.1.1 Das kulturelle Kapital	12
2.1.2 Das soziale Kapital	14
2.1.3 Das symbolische Kapital	15
2.1.4 Zwischenresümee: Kapitalarten	16
2.2 Habitus	18
2.3 Soziale Praxis	21
2.4 Distinktion durch Lebensstil	22
3 Begrifflichkeiten im Kontext von Gemeinschaftsgärten	29
3.1 Garten als Zwischenraum	29
3.2 Subsistenz	32
3.2.1 Subsistenz im Garten: Selbstversorgung bis heute	35
3.3 Nachhaltigkeit	37
3.4 Commons	39
3.5 Garten als Raum in der Stadt	42
3.5.1 Recht auf Stadt	43
3.5.2 Gemeinschaftsgärten als urbane Zwischenräume	44

4 Die aktuelle Gartenbewegung im urbanen Raum -----	47
4.1 Formen urbanen Gärtnerns weltweit und ihr Vorkommen in Wien -----	49
4.1.1 Guerilla Gardening-----	49
4.1.2 Community Gardens in New York-----	51
4.1.3 City Farming-----	52
4.1.4 Produktive Stadtlandschaften-----	54
4.1.5 Selbsterntefelder -----	55
4.1.6 Essbare Stadt-----	56
4.1.7 Interkulturelle Gärten-----	57
4.1.8 Mobile Gärten-----	59
4.1.9 Sonstige Gartenförderungen in Wien-----	60
4.2 Definition von Gemeinschaftsgarten -----	60
4.2.1 Gemeinschaft-----	64
4.3 Beweggründe und Charakterisierung der Gärtner_innen -----	65
4.3.1 Wer gründet die Gärten?-----	66
4.3.2 Wer gärtner da?-----	67
4.3.3 Strukturelle Auslöser -----	69
4.3.4 Gesellschaftliche Strömungen-----	70
4.3.5 Warum gärtner die Menschen im Gemeinschaftsgarten?-----	73
4.4 Konflikte -----	78
4.5 Gefahren -----	81
4.6 Exkurs: Gentrifizierung -----	82

5 Zusammenführung und Hypothesenüberprüfung-----	86
5.1 Soziale Distinktion durch „Garten“ als Lebensstil -----	86
5.1.1 Gemeinschaftsgärten als Kapital-----	87
5.1.2 Gemeinschaftsgärten als Lebensstil-----	92
5.2 Post-Guerilla-Gardening? - Wie politisch ist Gemeinschaftsgärtnern?-----	100
6 Conclusio-----	110
7 Quellen-----	113
8 Anhang-----	120
8.1 Fragebögen Expert_innen-----	120
8.2 Fragebögen Gärtner_innen-----	131
8.3 Interviewverzeichnis-----	137
8.4 Zusammenfassung-----	138
8.5 Abstract-----	140

1 Einleitung

In der vorliegenden Diplomarbeit soll ein Stück Erkenntnis darüber geschaffen werden, in welcher Weise sich die urbane Gesellschaft, speziell in Wien, wandelt und aus welchen Gründen solche Veränderungen passieren. In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Gemeinschaftsgärten in weltweit vervielfacht. In Wien sind - ausgehend von einem Projekt im Jahr 2007 - auf der Homepage von Gartenpolylog derzeit 34 Gärten zu zählen. Diese Entwicklung interpretiere ich als Symptom eines sozio-kulturellen Wandels. Dessen Wirkungsweise und Ursprung möchte ich, überwiegend auf der Ebene des Individuums, untersuchen. Denn die Gemeinschaftsgärten sind nicht bloß grüne Flächen- sie fungieren als soziale Räume, in denen mehr wächst als „nur“ Pflanzen.

Doch das Phänomen „Gemeinschaftsgarten“ ist keinesfalls als lokale Eigenart zu sehen. Ganz im Gegenteil handelt es sich um eine globale Bewegung, die Menschen im urbanen Raum gärtnerisch aktiv werden lässt. Sie tun das zumeist in Gemeinschaft, und ein Großteil hat, neben einer Vorliebe für das Gärtnern, auch andere vielseitige Beweggründe, die letztendlich in der Beteiligung an einem Gemeinschaftsgartenprojekt münden. Gemeinschaftsgärten sind demnach auf einer sehr lokalen Ebene Ausdruck von Prozessen, globalen, regionalen, lokalen und auch individuellen Charakters. Sie stehen in einem Kontext, und viele sind auch ganz konkret über soziale Medien miteinander vernetzt. In diesem Aspekt der global-lokalen Zusammenhänge, die sich letztlich in der Lebensweise von Individuen auf dem ganzen Planeten niederschlagen, liegt auch die große Relevanz des Themas für die Forschungsrichtung der Internationalen Entwicklung.

Und auch ich selbst bin aus diesem Grund auf die Gemeinschaftsgärten gestoßen. Während der Zeit der Suche nach einem Thema für meine Diplomarbeit verbrachte ich gerade ein Studienjahr in Portugal. Ich interessierte mich schon immer für die innovativen Lösungen, die aus Situationen der Krise erwachsen können. Doch letztendlich war es mein Kontakt zu aktiven Gemeinschaftsgärtner_innen in Portugal, die mich in die Gartengemeinschaft mitnahmen und mir so die Idee zu dieser Arbeit quasi einpflanzten.

Seit ihrem Auftauchen im New York der 1970er Jahre sind urbane Gemeinschaftsgärten und Guerilla Gardening in „moderner“ Form Thema in den diversen Fachgebieten der Sozialwissenschaften. Besonders die Europäische Ethnologie und die Raumforschung, aber auch die Soziologie, die Bildungswissenschaften und die Politikwissenschaft beschäftigen sich mit dem Phänomen. Momentan sind urbane Gärten vor allem im Kontext der Diskussion um Ernährungssouveränität und biologische Lebensmittelversorgung im Gespräch. Sie vereinigen jedoch durchaus vielfältigere Ansatzpunkte in sich und sind, je nach organisatorischer Form, Instrument politischer Ziele. So können Gemeinschaftsgärten sowohl Grass-Root-Projekte (bottom-up) darstellen als auch von der Politik gewünschte und initiierte Projekte sein. Das Land, auf dem der Garten bestellt wird, kann Privatbesitz sein oder öffentliches Eigentum. Es kann für kurz- oder längerfristige Zeitspannen zur Verfügung gestellt werden, oder es kann ohne Erlaubnis bepflanzt und somit „besetzt“ werden („Guerilla Gardening“). Auch die Bezeichnungen der einzelnen Gartenprojekte variieren und geben damit teilweise einen Hinweis auf die Ausrichtung und die Hintergründe des Gartens. Entsprechend findet man in Wien „Interkulturelle Gärten“, „Gemeinschaftsgärten“, „Grätzlgärten“, „Nachbarschaftsgärten“ und „Kontakt-Gärten“ (u.a.). Sie alle sind vernetzt über die Plattform des Vereins „Gartenpolylog“, der 2007 den ersten Wiener Gemeinschaftsgarten initiiert hat. Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein im 16. Wiener Gemeindebezirk war und ist ein voller Erfolg und hat zu zahlreichen Nachahmer-Projekten geführt (eine Liste aller vernetzten Projekte findet sich unter www.gartenpolylog.at). Mittlerweile existieren zahlreiche Gärten in 14 verschiedenen Wiener Bezirken, auch wenn nicht alle vom Gartenpolylog-Verein gegründet worden sind, dazu kommen noch Projekte, die nicht vom Verein Gartenpolylog betreut werden. Die Wartelisten auf Beete in den einzelnen Gärten sind lang, sobald ein neues Terrain in der Stadt urbar gemacht wird, finden sich Anwärter_innen – aber nicht nur das aktive partizipative Interesse ist groß, auch die Wissenschaft hat das Thema für sich entdeckt. Bisher wurden vor allem Aspekte wie die Interkulturalität der Gärtner_innen und das Potential der Gärten als Katalysator für eine erfolgreiche Integration durch die aktive Gestaltung der Alltagskultur seitens der Migrant_innen untersucht – etwa von Christa Müller (2002) oder Anne Dünzelmann (2007). Außerdem wurden Gemeinschaftsgärten als Orte des informellen Lernens analysiert. Diesem Aspekt widmet sich etwa Nadja Madlener (2008), eine der Mitbegründerinnen des Vereins Gartenpolylog, oder auch

Barbara Graf, die ihre Bachelorarbeit dem einzigen (fortbestehenden) „Guerilla – Garten“ Wiens widmet – dem Längenfeldgarten. Die andere Initiatorin des Vereins, Ursula Taborsky (2008), beschreibt den Garten als Teil des „Guten Lebens“. Einige Diplomarbeiten beschäftigen sich mit der Organisation der Gärten (Ingrid Rauch: 2012) oder mit räumlichen Aspekten von Gärten und der Aneignung dieser Räume (Bettina Kletzer: 2008; am Rande auch Thomas Öhlböck: 2011). Weitere Themen im wissenschaftlichen Diskurs über urbane Gärten sind Subsistenz, Ernährungssouveränität, Nachhaltige Lebensweise und Urbane Landwirtschaft, teilweise auch in Verbindung mit Genderforschungen (Elisabeth Meyer-Renschhausen (2002), Elisabeth Meyer-Renschhausen & Anne Holl (2000)). Diese Arbeit wird versuchen, einige dieser Themen aufzugreifen.

Insgesamt ergibt sich aus dem Echo der Gartenprojekte in unterschiedlichen wissenschaftlichen wie populärmedialen Publikationen eine positive Bewertung des gärtnerischen Gemeinschafts-Tuns in der Stadt. Allerdings ergeben sich mit der Umzäunung eines vormals zumeist öffentlichen „ungenutzten“ Areals immer auch Konflikte des Zugangs. Die bepflanzten „Zwischenräume“ werden exklusiv, während die auserwählte Gruppe mit Schlüssel in diesem „Freiraum“ (vgl. Rosol 2006) durch den Prozess der Sozialisierung der Natur eine Gemeinschaft bildet, die durch einen gemeinsamen Lifestyle (Mathias Michailow: 1994) zusammengehalten wird. Denn unter den Gärtner_innen sind potentiell Menschen unterschiedlichster Biographien zu finden. Einerseits nutzen (gebildete) Großstadtmenschen den Gemeinschaftsgarten als Ort der Entschleunigung und des Ausgleichs zu einem Leben in der neoliberalen Leistungsgesellschaft. Andererseits finden Menschen mit Migrations-hintergrund hier einen Anknüpfungspunkt an die Alltagspraxis der Heimat (vgl. Taborsky 2008, Müller 2002 u.a.). Beide Gruppen haben geteilte Erfolgserlebnisse im Wachsen der gesäten Pflanzen und beide finden Sinn in einer der traditionellsten Kultur-Techniken der Menschheitsgeschichte. Doch bilden sie wirklich eine gesellschaftliche Kategorie im Sinne der Lebensstilesemantik? Inwiefern kann man also vom Gärtnern als Lifestyle in der Kulturgesellschaft sprechen? Diesen Fragen möchte ich mich mithilfe der Theoretischen Konzepte der Sozialen Praxis und des Habitus Pierre Bourdieus nähern. Außerdem möchte ich den urbanen „Zwischenraum“, in welchem nun Tomatenpflanzen sprießen, der aber abgesperrt ist, anhand Bourdieus Raumtheorie analysieren.

1.1 Fragestellung

Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zur Ergründung der Bedeutung und der Richtung des sozio-kulturellen Wandels in der Großstadt Wien leisten, welcher sich unter anderem in dem explosionsartigen Anwachsen der Zahl der Gemeinschaftsgärten und der massiven Nachfrage nach Beeten in solchen Gärten niederschlägt.

Konkret soll der Frage nachgegangen werden, **ob bezüglich der gemeinschaftsgärtnerischen Aktivität von einer lebensstildefinierenden und damit gemeinschaftsbildenden sozialen Praxis gesprochen werden kann und warum.**

Zusätzlich stelle ich mir einige Teilfragen.

Welche Funktion erfüllen die Gemeinschaftsgärten im Konzept der sozialen und kulturellen Distinktion im sozio-kulturellen Kontext Wiens?

Gleichzeitig soll untersucht werden, warum der Zugang zum Garten eine Vermehrung des sozialen und kulturellen Kapitals darstellt, welchen Gewinn das gemeinschaftliche Gärtnern für die Gärtner_innen bringt und schließlich, wer die Gruppe der Gärtner_innen ist.

Und zu guter Letzt möchte ich überprüfen, inwiefern die Gemeinschaftsgärten Wiens in Verbindung mit dem Guerilla Gardening (New Yorks) stehen. Leben die grundlegenden Ideen der Bewegung in ihrer etablierten Form und im veränderten Raum-Zeit-Rahmen fort?

1.2 Methoden

Diese Arbeit versucht die aktuelle Bewegung eines Teils der städtischen Bevölkerung in den gemeinschaftlichen urbanen Garten als Ausdruck eines (neuen) Lebensstils mit einer neuen Praxis und neuen Werten zu erfassen. Mit diesem Ziel soll der soziologische Ansatz Pierre Bourdieus über soziale Praxis und Habitus im sozialen Raum auf die Gemeinschaftsgärten und die Gemeinschaft ihrer Gärtner_innen angewandt werden.

Bourdieus Interpretation sozialer Vorgänge nach dem Prinzip der sozialen Praxis, die je nach den sozio-ökonomischen Existenzbedingungen unterschiedlich ausfällt und

unterschiedliche Dispositionen, unterschiedliche *Lebensstile* prägt, erscheint hilfreich bei der Analyse des gemeinschaftlichen Gärtnerns, das seinen Anhänger_innen viel Einsatz abverlangt, aber scheinbar keinen Kapitalertrag abwirft. Ist doch das Streben nach Kapital, in all seinen Erscheinungsformen nach Bourdieu, zum Zwecke einer Verbesserung der eigenen Position im gesellschaftlichen System, also der Erlangung von Macht, eine *Conditio Humana*.

Bourdieu's Aufschlüsselung des Kapitals in seine ökonomischen, kulturellen und sozialen, aber auch materiellen wie symbolischen Teile lässt es zu, im Gegensatz zu anderen Sozialtheorien, auch eine Investition in Gemeinschaft und Garten, wie sie hier beobachtet worden ist, einzuordnen und zu analysieren. Zudem führt die auf seinen Überlegungen beruhende Kategorie des Lebensstils, anstelle von „Klasse“, „Milieu“ oder anderen soziologischen Kategorien, zu einer weitreichenden Erkenntnis über das gesellschaftliche Spektrum.

Da das Phänomen der Gemeinschaftsgärten als soziale Praxis aus unterschiedlichsten Beweggründen heraus entsteht, die nicht immer nur mit traditionell soziologischen Kategorien erklärt werden können, möchte ich kurz auf den Umgang der Soziologie mit Emotionen, nach Eva Illouz (2007), eingehen. Sie beschreibt Emotionen folgendermaßen:

„Emotionen sind an sich keine Handlungen, wohl aber die innere Energie, die uns zum Handeln antreibt; sie sind das, was einer Handlung eine spezifische ‚Stimmung‘ oder ‚Färbung‘ gibt. Emotionen können folglich als die ‚energiegeladene‘ Seite des Handelns bestimmt werden, wobei diese Energie zugleich Kognition, Affekt, Bewertung, Motivation und den Körper impliziert“ (Illouz 2007: 9f.). [...] “[...]Emotionen [sind] kulturelle Bedeutungen und soziale Beziehungen [...], die eng miteinander verflochten sind“ (ibid.:10). [...] “Aus diesem Grund kann eine hermeneutische Soziologie, die soziales Handeln von ‚innen‘ verstehen will, ohne eine Berücksichtigung der emotionalen Färbung des Handelns und ihrer Quellen nicht angemessen sein“ (ibid.: 11).

Bei der Analyse des gemeinschaftlichen Gärtnerns bin ich auf viele verschiedene Motive gestoßen, sie sich nur nachvollziehen lassen, wenn Emotion in ihrer kulturellen Relevanz und aus ihrem kulturellen Ursprung mit einbezogen wird.

Im Zuge einer tiefgehenden Analyse verschiedener Publikationen zu den Themen Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening sollen Erscheinungsform und Ausmaß der Gartenprojekte in der Welt und in Wien beispielhaft untersucht werden. Dabei werde ich vor allem die Publikationen in Internet, wissenschaftlichen Journalen, Monographien und Sammelbänden zum Thema berücksichtigen. Aufgrund der großen

Aktualität des Themas wird vor allem dem Internet eine wichtige Rolle zukommen, da viele Gartenprojekte sich hier auf Blogs und Homepages der Öffentlichkeit präsentieren. Zudem hat das Thema in den letzten Jahren eine große Zahl Studierender dazu motiviert, ihm ihre Abschlussarbeiten zu widmen. Auch diese sollen berücksichtigt werden. Hinsichtlich der riesigen Zahl der Publikationen, die sich beinahe täglich, so scheint es, mehren, kann von Vollständigkeit keine Rede sein. Vielmehr gehe ich mit dem Ziel vor, eine sinnvolle Auswahl der Veröffentlichungen nach ihrer Relevanz und Aktualität vorzunehmen.

Anhand der hermeneutischen Analyse des soziologischen Werkes Bourdieus und der wissenschaftlichen Publikationen zum Thema Urbane Gärten, soll herausgefiltert werden, ob beim Gemeinschaftsgärtnern von einer sozialen Praxis gesprochen werden kann. Auch die weiteren Hypothesen sollen primär durch die Literaturanalyse beantwortet werden.

Zwecks der besseren Veranschaulichung wurden zusätzlich zwei kurze Fragebögen mit offenen Fragen (ca. 7 bzw. 10 Fragen) verschickt - einerseits an aktive GärtnerInnen in Wien, andererseits an Wissenschaftler_innen und Forscher_innen, die sich mit urbanen Gärten beschäftigen. Außerdem wurden zwei telefonische Experteninterviews geführt. Alle Befragten wurden dabei aufgefordert, ihre eigene Einschätzung zum Thema zu geben und ihre ersten Ideen dazu kurz (stichpunktartig) festzuhalten, bzw. im Gespräch zu erläutern. Dabei ging es vor allem um ihre persönliche Auffassung, auch wenn diese selbstverständlich durch ihre eventuelle berufliche oder außerberufliche Verbundenheit mit der einen oder anderen Organisation oder Institution geprägt ist. Trotzdem sind die Antworten nicht als repräsentativ für die offiziellen Meinungen und Standpunkte dieser Institutionen zu lesen. Die Antworten wurden qualitativ-inhaltlich ausgewertet, um sie exemplarisch in der Arbeit zu zitieren. Aufgrund der raumzeitlichen Rahmenbedingungen wurde jedoch von einer exhaustiven Auswertung der Fragebögen abgesehen. Auch ist die Stichprobe klein gewählt (acht beantwortete Fragebögen sowie zwei telefonische Interviews von Expert_innen und drei von praktizierenden Gärtner_innen wurden ausgewertet) und lässt somit keine qualitativ signifikanten Erkenntnisse zu.

Die beantworteten Fragebögen können im Anhang eingesehen werden. Die Interviews liegen bei der Verfasserin dieser Arbeit als Audiodateien vor und können auf Anfrage jederzeit „eingehört“ werden.

1.3 Operationalisierung

Die Operationalisierung soll anhand von drei Hypothesen erfolgen.

Hypothese 1:

Die Gründung von Gemeinschaftsgärten im öffentlichen Raum entspricht der Schaffung von neuem kulturellen und sozialen Kapital, das vom ökonomischen Kapital weitgehend entkoppelt ist (es ist nicht direkt in ökonomisches Kapital umwandelbar).

Hypothese 2:

Gärtnern im Gemeinschaftsgarten kann als Teil der sozialen Praxis angesehen werden und konstituiert damit eine (neue?) Gemeinschaft, die sich durch diesen Lebensstil als Teil ihres Habitus auszeichnet. In unserer kulturalisierten Gesellschaft gibt es somit einen (neuen) Lebensstil, der nicht danach strebt, kulturelles und soziales Kapital in ökonomisches umzuwandeln, sondern vielmehr seine „Wertsteigerung“ durch die Vermehrung des kulturellen und sozialen Kapitals verwirklicht sieht.

Hypothese 3:

In den urbanen Gemeinschaftsgärten versuchen Stadtmenschen der neoliberalen Leistungsgesellschaft kurzfristig zu entfliehen. In diesem Sinne knüpfen sie inhaltlich an die Guerilla- Gärten an.

2 Die Theorie der Praxis

Die wissenschaftliche Herangehensweise des Soziologen Pierre Bourdieu hat nach einer Anfangszeit, die er mit der strukturalistisch geprägten Erforschung von Bräuchen und Riten in Algerien zubrachte, rasch eine neue Richtung eingeschlagen, die als *Theorie der Praxis* bezeichnet wird. Darunter versteht Bourdieu die Verknüpfung der beiden widersächlichen wissenschaftlichen Strömungen des Objektivismus und des Subjektivismus mit dem Ziel, das Handeln von Menschen als Individuum und in der Gruppe im *Sozialen Raum* zu erklären. Dafür schlüsselt er den Kapitalbegriff, der in den Wirtschaftstheorien einseitig als ökonomisches Kapital betrachtet wird, in symbolisches und ökonomisches Kapital auf. Außerdem führt er in die Logik der (sozialen) Praxis ein und erklärt schließlich die Vorgänge sozialer Distinktion. Im weiteren werde ich das theoretische, aber empirisch basierte, Gesellschaftskonstrukt Bourdieus erläutern und schließlich auf die Weiterentwicklung der sozialen Distinktion durch die *Lebensstilsemantik* (Michailow 1994) eingehen.

Im Folgenden werden die soziologische Theorie Bourdieus und ihre Weiterentwicklung eingeführt um sie, am Ende dieser Arbeit (Kapitel 5) auf das empirische Beispiel der Gemeinschaftsgärten und ihrem sozio-kulturellen Entstehungskontext anwenden zu können.

2.1 Kapital

Bourdieu zufolge, ist „Kapital akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter [...] Form“ (Bourdieu 1983: 183). Die Aneignung von Kapital bedeutet gleichzeitig auch „die Aneignung von sozialer Energie“ (ibid.), die wiederum entweder materiell oder immateriell, als „lebendige Arbeit“ (ibid.), erscheint. Kapital ist inhärent in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen vorhanden, aber auch in „objektiven und subjektiven Strukturen“ (ibid.). Damit ist Kapital keineswegs identisch mit dem Kapitalbegriff der Wirtschaftswissenschaft, die soziale Austauschbeziehungen nicht einbezieht. Diese Annahme erklärt gleichzeitig sozialen Austausch implizit für „nicht ökonomisch [...] und uneigennützig[...]“ (ibid.: 184), da ja umgekehrt

ökonomisches Handeln unter der Prämisse des Eigennutzes und mit dem Ziel der Kapitalmaximierung erfolgt (ibid).

Der Besitz von Kapital bzw. die Fähigkeit zur Mobilisierung von latentem Kapital aus sozialen Beziehungen bedingt den sozialen Status. Dazu kommt, dass Kapital eine Tendenz hat, sich selbst zu erhalten oder sich sogar noch zu vermehren (ibid.: 184).

Bourdieu unterscheidet drei Arten von Kapital, die unter Aufwendung von unterschiedlich hohen „Transformationskosten“ besser oder schlechter konvertierbar sind (ibid. 185). Am „liquidesten“ ist das ökonomische Kapital, das „unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar ist“. Es ist auch das sichtbarste Kapital und wird zudem in fast allen Varianten durch das Eigentumsrecht geschützt. Das kulturelle Kapital wird beispielsweise durch akademische Titel veranschaulicht. Soziales Kapital, das dritte, liegt in zwischenmenschlichen Beziehungen (ibid. 185). Zudem spricht Bourdieu von symbolischem Kapital. Mit diesem Begriff bezeichnet er die Reputation, Vorannahmen und Zuschreibungen anderer, die- in allen Arten von Kapital - als eine Art Kredit für die eigene Bonität fungieren und somit den eigenen Status aufwerten (Bourdieu 1987: 205-221).

2.1.1 Das kulturelle Kapital

Bourdieu unterscheidet drei Arten von kulturellem Kapital: Es kann verinnerlicht sein, es kann objektiviert sein (in Kunstgegenständen und anderen kulturtragenden Objekten), oder es kann institutionalisiert sein. In diese letzte Kategorie fallen etwa die akademischen Grade (ibid.).

Die Erlangung bzw. der Aufbau von kulturellem Kapital in ihrer verinnerlichten Form braucht Zeit und ist körpergebunden. Niemand kann die eigene Bildung – in Familie, Schule und anderweitig - von anderen „erledigen“ lassen oder an andere weitergeben (ibid.: 186f.). „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus, geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden“ (ibid. 187). Sichtbares Merkmal hierfür ist die gelebte kulturelle Praxis (vgl. Michailow 1994: 114). Auch hier funktioniert das Prinzip der ungleichen Chancen. Nicht alle Menschen haben Zugang zu einer guten Bildung, zu kulturellen Lehrerfahrungen (Bourdieu 1983: 187). Dies ist so aufgrund unterschiedlichster Dynamiken. Einerseits braucht es ökonomisches Kapital, um Bildung umzusetzen, und um auf Zeit verzichten zu können,

in der sonst ökonomisches Kapital erwirtschaftet werden könnte. Andererseits braucht es ein Umfeld, in dem bereits viel kulturelles Kapital vorhanden ist. „[...] die Übertragung von Kulturkapital [ist] zweifellos die am besten verschleierte Form erblicher Übertragung von Kapital“ (ibid.:188). Wer schließlich aber kulturelles Kapital erlangt, bekommt einen Seltenheits – und einen Mehrwert, der wiederum leichter in andere Kapitalformen transferierbar ist (ibid.: 187).

Objektiviertes Kulturkapital ist eng mit dem inkorporierten Kulturkapital verbunden. Bourdieu gibt das Beispiel einer Maschine: Ihre Übertragung an andere ist leicht möglich, sei es durch Verkauf, Versenkung, oder Erbschaft etc.. Jedoch ist ihr Wert nur ausgeschöpft, wenn sie richtig bedient wird. Das wiederum erfordert kulturelles, technisches Wissen, das an Personen geknüpft ist, oder erlernt werden muss. Demnach muss die Person, die die Maschine besitzt, entweder Zeit investieren, um sich dieses Wissen zu erarbeiten, oder sie muss - durch den Einsatz von ökonomischem oder sozialem Kapital - andere Menschen dazu verpflichten, diese Arbeit für sie zu verrichten. Letztere Option birgt selbstverständlich eine Unsicherheit und einen Kontrollverlust mit sich (ibid.: 188f.). Selbiges Prinzip lässt sich auch auf Kunstgegenstände anwenden. Ein Kunstobjekt oder ein literarisches Werk offenbart seinen vollen Wert nur dem, der es „verstehen“ und genießen kann. Mehr noch: Fehlendes Wissen über diesen Wert könnte - etwa bei einem Verkauf - zu einer Fehleinschätzung seines ökonomischen Wertes führen.

Die Institutionalisierung von verinnerlichtem kulturellem Kapital in Form von akademischen Graden bringt schließlich einige Vorteile mit sich: Sie ist für alle anderen sichtbar und nachvollziehbar, sie hält über längere Zeit an als das tatsächliche Wissen und ist somit ein Garant dieses Wissens. Unter Umständen kann ein Titel sogar erlangt werden, ohne mit dem tatsächlichen inkorporierten Kulturkapital zu korrelieren. Gleichzeitig werden die Träger von diesen Titeln unter Umständen „austauschbar“ (ibid.: 190). Im Fall des institutionalisierten Kulturkapitals ist der Zusammenhang mit dem ökonomischen Kapital besonders zwingend, ja er lässt sich sogar in einem „Wechselkurs“ ausdrücken. Einerseits braucht es ökonomisches Kapital, um den Titel zu erlangen, andererseits muss dieser Titel später mehr oder weniger direkt durch den Träger in ökonomisches Kapital umwandelbar sein. Die Rentabilität hängt dabei von dem jeweiligen „Seltenheitswert“ des Titels ab.

2.1.2 Das Soziale Kapital

„Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit* zu einer Gruppe beruhen“ (ibid. 190f.).

Diese basieren auf und reproduzieren sich durch „materielle[...] und/oder symbolische[...] Tauschbeziehungen“ (ibid.: 190) und Verpflichtungen, basierend auf „subjektiven Gefühlen [...] oder institutionellen Garantien (Rechtsansprüchen)“ (ibid. 192). Prinzipiell kann alles, das von Wert ist, getauscht werden- von Worten bis hin zu Ländereien- allerdings muss der Tausch kontinuierlich passieren (ibid.:193). Durch das Schenken wird der Zwang institutionalisiert (Bourdieu 1987: 206). Die Wechselbeziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern müssen unter Aufwendung von Arbeit erhalten werden. Zusätzlich müssen aber auch Arbeit und Ressourcen dazu aufgewandt werden, eben dieses Ziel zu verdecken. Das Paradox der sozialen Beziehungen liegt darin begründet, dass diese am meisten Kapital abwerfen, wenn die Zielgerichtetheit der Beziehung am besten vertuscht ist. Bourdieu 1987: 205f.).

Die Gruppe als Gesamtheit steht dabei mit ihrem Kapital als Gewährleistung des Kapitals der einzelnen Mitglieder. Durch die Wahl eines gemeinsamen Namens oder anderer Referenzen kann die Gruppe institutionalisiert werden. Bourdieu spricht hier vom „*Zauber des Geweihten*“ (Bourdieu 1983.: 192). Allerdings ersetzt das nicht die Existenz von funktionierenden Austauschbeziehungen. So haben Nachbarn zwar eine institutionalisierte Beziehung, effektiv ist das daraus schöpfbare Kapital aber unter Umständen sehr begrenzt. Das Ausmaß des Sozialkapitals einer Person hängt demnach von der Größe, Zahl und Beschaffenheit der Netze ab, in denen sie Ressourcen mobilisieren kann. Beschaffenheit meint hier zum einen die Dichte der Beziehungen und zum anderen die Menge und Art an Kapital, das die Gruppenmitglieder ihr Eigen nennen (ibid.: 191). Je höher die Erträge (gleich ob ökonomischer, sozialer oder kultureller Art), desto verlässlicher ist die Bindung innerhalb der Gruppe. Trotzdem wäre eine Unterstellung von Berechnung hier unangebracht. Auch muss bedacht werden, dass das Aufrechterhalten von Beziehungen einer unter Umständen ressourcenintensiven Pflege bedarf (ibid.: 192). „[...] das Beziehungsnetz ist das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewußt [sic!], oder unbewußt [sic!] auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (ibid.: 192). Je nach Art

der Gruppe muss zu diesem Zweck direkt oder indirekt mehr oder weniger (ökonomisches) Kapital aufgewendet werden – wobei die Ausgaben und die Arbeit mit der Größe des potentiellen Ertrags zusammenhängen (unterschiedliche Begehrtheit von Personen, etwa aufgrund ihres Namens) (ibid.: 193).

Das gegenseitige „Kennen und Anerkennen“, der „*Zauber der Geweihten*“ (ibid.: 192), gefestigt durch die beständigen Austauschbeziehungen, reproduzieren die Gruppe und schließen sie gleichzeitig nach außen hin ab. Jeder Neuzugang kann diese Dynamik potentiell verändern und muss deshalb genau geprüft werden (ibid.: 193). Bourdieu zufolge gewährleistet eine größere Homogenität innerhalb der Gruppe auch ihr Bestehen (ibid.:193). Eine Vorauswahl potentieller Mitglieder kann durch die Selektion von „Anlässen (Kreuzfahrten, Feste, [...]), Orten (Wohngegend, exklusive Schule, [...]) oder Praktiken (vornehme Sportarten, Zeremonien [...])“ (ibid.: 193) getroffen werden (vgl. auch Bourdieu 1987: 114).

Nach außen hin wird die Gruppe oft durch wenige ihrer Mitglieder repräsentiert. Die Macht dieser Vertreter_innen steigt damit wesentlich, unabhängig von ihrem tatsächlichen individuellen Kapital. Deshalb sind Regeln unerlässlich, um festzulegen, welche Personen und wie Neuzugänge in die Gruppe aufgenommen werden und wie die Vertretung der Gruppe bestimmt wird (Bourdieu 1983: 194). „[Die Repräsentation] läuft darauf hinaus, daß [sic!] das Zeichen sich an die Stelle des Bezeichneten, der Repräsentant sich an die Stelle der von ihm Repräsentierten setzt“ (ibid.:194). Die Gründe hierfür liegen in der „Sichtbarkeit“ dieser Person- die Essenz ihrer ausschließlich symbolischen Macht- und in der Wechselwirkung, dass „Repräsentation – ebenso wie Abzeichen oder Wappen – selbst die ganze Realität von Gruppen sein und erschaffen [kann], deren wirksame soziale Existenz allein in und durch die Repräsentation besteht“ (ibid.: 195).

2.1.3 Das symbolische Kapital

Symbolisches Kapital besteht in den Zuschreibungen, aus denen sich andere Wesenseigenschaften ableiten, auf die wiederum Tauschbeziehungen aufgebaut werden können (Bourdieu 1987: 217f.).

„Wenn man weiß, daß [sic!] symbolisches Kapital Kredit ist, und dies im weitesten Sinne des Worts, d.h. eine Art Vorschuß [sic!], Diskont, Akkreditiv, allein vom Glauben der Gruppe jenen eingeräumt, die die meisten materiellen und symbolischen Garantien bieten, wird ersichtlich, daß

[sic!] die (ökonomisch stets sehr aufwendige) Zurschaustellung des symbolischen Kapitals einer der Mechanismen ist, die (sicher überall) dafür sorgen, daß [sic!] Kapital zu Kapital kommt“ (Bourdieu 1987: 218).

Ein gutes Beispiel hierfür sind Handelsvorgänge zwischen Verwandten oder Bekannten im Gegensatz zum Handel auf dem Markt. Erstere lassen sich zuverlässiger und mit geringerem Risiko abwickeln, weil beide Parteien der jeweils anderen einen Vertrauensvorschuss gewähren und gleichzeitig größere Hemmungen empfinden die andere zu betrügen (vgl. Bourdieu 1987: 210). Dabei berufen sie sich auf ein symbolisches, gleichzeitig aber auch soziales Kapital. Alle zuvor besprochenen Kapitalarten werden erst tragend, wenn sie (auch) in Form von symbolischem Kapital besessen werden, denn Ziel der Kapitalakkumulation nach Bourdieu ist die Verbesserung der eigenen Position in der Gesellschaft. Hierfür ist beispielsweise geheimer Reichtum wenig dienlich. Der Reichtum muss erst für andere ersichtlich gemacht werden, um für die eigene Stellung im Sozialnetz tragend zu werden. Umgekehrt kann ein_e Träger_in eines berühmten Familiennamens, der mit Reichtum in Verbindung gebracht wird, auch wenn die konkrete Person selbst gar nicht in Besitz dieses Reichtums ist, oder dieser Familie gar nicht angehört, unter Umständen von diesem profitieren. Gleichzeitig dient der Einsatz von symbolischem Kapital auch der Verschleierung von ökonomischen Vorgängen, was mit der moralischen Legitimation von gesellschaftlicher Macht zusammenhängt (Bourdieu 1987: 205).

2.1.4 Zwischenresümee: Kapitalarten

Wir haben gesehen, dass sowohl die Inhaber_innen einer Kapitalart als auch die von verschiedenen Kapitalarten zueinander potentiell in Konkurrenz stehen. Wer über kulturelles Kapital verfügt, etwa in der Wissenschaft, muss es dort auch gegen das Wissen anderer verteidigen, etwa in wissenschaftlichen Diskursen, denn nur wer „besser“ ist als die anderen, hat einen größeren Wert (vgl. Bourdieu 1983: 189). Dagegen muss, wer nur ökonomisches Kapital hat, die Wissenden fürchten und kann von den guten Beziehungen, die Menschen mit sozialem Kapital haben, übermannt werden. Das lässt sich nur durch eine Aufschlüsselung der Anlage in alle Kapitalarten vermeiden. In der Realität gibt es selbstverständlich niemanden mit nur einer Art von Kapital. Jedoch existieren typische Verteilungen und vor allem Verteilungen auf unterschiedlichem Niveau.

Generell können soziales und kulturelles Kapital in ökonomisches umgewandelt werden oder durch den Einsatz von ökonomischem Kapital gekauft werden, was aber auch einer *Transformationsarbeit* bedarf. In der Gesellschaft hat jedoch das symbolische Kapital die größte Bedeutung, weil es der Legitimation der gesellschaftlichen Struktur dient. Nichtsdestotrotz liegt der Ursprung aller Kapitalarten im ökonomischen Kapital. Diese Ursprungsbeziehung muss jedoch möglichst unsichtbar sein,

„weil [die Erscheinungsformen von Kapital] ihre spezifischsten Wirkungen überhaupt nur in dem Maße hervorbringen können, wie sie verbergen (und zwar zu allererst vor ihrem eigenen Inhaber), daß [sic!] das ökonomische Kapital ihnen zugrundeliegt und insofern, wenn auch nur in letzter Instanz, ihre Wirkungen bestimmt“ (ibid.: 196).

Bourdieu (1987: 119) widerlegt die Annahme der Wirtschaftstheorie, nach der der Homo Oeconomicus nur mit dem Ziel der Kapitalakkumulation und unter Verfügung über alle Informationen handle. Vielmehr muss die Kapitalakkumulation als Mittel zum Zweck der Verbesserung der Position in der Gesellschaftsstruktur relativiert und der Kapitalbegriff erweitert werden. Dabei muss um jeden Preis eine eindimensionale Interpretation verhindert werden. Denn weder der „Ökonomismus“, der alle Kapitalformen für letztlich auf ökonomisches Kapital reduzierbar hält und deshalb die spezifische Wirksamkeit der anderen Kapitalarten ignoriert“ (Bourdieu 1983.: 196, vgl. auch Bourdieu 1987: 206), noch der „Semiologismus“, [...] der die sozialen Austauschbeziehungen auf Kommunikationsphänomene [reduziert] und [...] die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf Ökonomie [ignoriert]“ (Bourdieu 1983: 196), werden der Komplexität des gesellschaftlichen Systems gerecht. Innerhalb dieses gibt es keine Verluste von Kapital, da Gewinne auf dem einen Gebiet Kosten auf einem anderen Gebiet verursachen. „Die universelle Wertgrundlage, das Maß aller Äquivalenzen, ist dabei nicht [sic!] anderes als die *Arbeitszeit* im weitesten Sinne des Wortes“ (ibid.: 196).

Laut Bourdieu streben die Menschen nun danach, ihr Kapital unter Aufwendung möglichst geringer Zeit und Kosten mit dem Ziel einer möglichst guten Position im „sozialen Raum“ zu reproduzieren und umzuwandeln (ibid. 197). Wobei ökonomisches Kapital möglichst unsichtbar bleiben soll, was wiederum Tarnungskosten verursacht. In diesem Prozess liegt auch ein großes Risiko verankert- denn nicht immer bringen „Investitionen“ in Sozialkapital später den gewünschten Gewinn, oder es kommt anderweitig zu Verlusten. Bourdieu macht weiter deutlich, dass die Chancen bei der Aneignung von Kapital gleich welcher Form sehr ungleich verteilt sind, denn immer

werden sie auf die eine oder andere Art auch zwischen den Generationen weitergegeben- bei kulturellem oder sozialem Kapital passiert dies auf „verschleierte“ Art und Weise, was aber auch zu größerem „Kapitalschwund“ führt. Damit sichert sich eine bestimmte Gruppe die Machtpositionen in der Gesellschaft, sie steht diesbezüglich jedoch auch dem Rest der Gesellschaft gegenüber unter Legitimationsdruck.

„Die subversive Kritik sucht deshalb die herrschende Klasse zu treffen, indem sie das Prinzip ihrer Perpetuierung kritisiert. [...] Je mehr die offizielle Übertragung von ökonomischem Kapital verhindert oder gebremst wird, desto stärker bestimmt deshalb die geheime Zirkulation von Kapital in Gestalt der verschiedenen Formen des Kulturkapitals die Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur“ (ibid.: 198).

Eine dieser sozialen „Verteilungsstellen“ ist das Bildungssystem, in dem nur scheinbar Chancengleichheit herrscht (ibid.).

2.2 Habitus

„Die Konditionierungen, die mit einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen verknüpft sind, erzeugen die *Habitusformen* als Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, als strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren, d.h. als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen für Praktiken und Vorstellungen, die objektiv an ihr Ziel angepaßt [sic!] sein können, ohne jedoch bewußtes [sic!] Anstreben von Zwecken und ausdrückliche Beherrschung der zu deren Erreichung erforderlichen Operationen vorauszusetzen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sind, ohne irgendwie das Ergebnis der Einhaltung von Regeln zu sein, und genau deswegen kollektiv aufeinander abgestimmt sind, ohne aus dem ordnenden Handeln eines Dirigenten hervorgegangen zu sein“ (Bourdieu 1987: 99).

Der Habitus ist ein Resultat der Geschichte auf der Ebene des Individuums. Gleichzeitig entsteht neue Geschichte dadurch, dass Individuen und Gruppen unter dem Einfluss spezifischer Rahmenbedingungen, wozu auch der erlernte Habitus gehört, handeln. Diese Handlungen realisieren sich wiederum als bestimmte soziale Praktiken, die sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene wirksam sind. Im Habitus sind alle Vorerfahrungen eines *Organismus* zu Mustern vereint, die alle Wahrnehmungen, Gedanken und Handlungen bestimmen. Diese Muster (also die Praxis) werden ständig reproduziert und sind damit über weite Zeitabschnitte konstant (Bourdieu 1987: 101).

Die kalkulierte, bewusste Handlung ist hier nicht ausgeschlossen. Allerdings wird in den meisten Fällen nicht derart bewusst reflektiert, da sie wesentlich von den Rahmenbedingungen, den „objektiven Möglichkeiten der unmittelbaren Gegenwart“ (Bourdieu 1987: 99), quasi vorgegeben ist. Der Organismus handelt abhängig von den für ihn vorhersehbaren Folgen seiner eigenen Handlungen und jenen der anderen, nach

dem Prinzip des größtmöglichen Eigennutzens (ibid.). Das Handeln der Menschen lässt sich demnach häufig durch objektive Berechnungen von Wahrscheinlichkeiten vorhersagen- jedoch nicht immer (vgl. Hörning/Reuter 2004: 10ff.). Denn im Alltag steht den Menschen eben nicht die totale Information zur Verfügung, die etwa dem Homo Oeconomicus zugeschrieben wird (Bourdieu 1987: 100). Außerdem basiert seine Auswertung der Vorerfahrungen nicht auf mathematisch- naturwissenschaftlichen Grundsätzen. Vielmehr behilft sich mensch auch dann seiner Vorerfahrungen, wenn die Situation gänzlich anders ist. Zudem werden Vorerfahrungen unverhältnismäßig hoch bewertet, was die Wissenschaft nie zuließe (Bourdieu 1987: 101). „Da er ein erworbenes System von Erzeugungsschemata ist, können mit dem Habitus alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, und nur diese frei hervorgebracht werden, die innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen seiner eigenen Hervorbringung liegen“ (Bourdieu 1987: 102).

Der Habitus ist die „unendliche, aber dennoch strikt begrenzte Fähigkeit zur Erzeugung“ (Bourdieu 1987: 103). In seinem Einfluss heben sich Dichotomien wie Determiniertheit und Freiheit bezüglich der Handlung auf und fügen sich zu neuen Gefügen zusammen, die die Praxis ermöglichen. Alles spielt sich innerhalb des historisch-sozialen Rahmens ab, der sich selbst ständig reproduziert und dabei Regeln folgt, die „der unvorhergesehenen Neuschöpfung ebenso fern [stehen] wie der simplen mechanischen Reproduktion ursprünglicher Konditionierungen“ (Bourdieu 1987: 103). Das Ergebnis dieses hochphilosophischen Konstrukts lässt sich auf einen sehr handlichen Begriff reduzieren, den „Alltagsverstand“ (Bourdieu 1987:104). In ihm ist die Logik der sozialen Praxis ausgedrückt, sind praktischer und objektiver Sinn vereint. Es herrscht Konsens über die Welt und ihre soziale Ordnung, da die Habitus konstituierenden Erfahrungen in ihrer aktiven und passiven Form ständig wiederholt werden und sich so perpetuieren und verbreiten ohne an Kraft zu verlieren (Bourdieu 1987:108).

Innerhalb des Wirkungskreises homogener Existenzbedingungen erfolgt auch eine objektive Vereinheitlichung des Habitus aller Subjekte, da sich unter ähnlichem Einfluss die Praktiken der einzelnen an eine Norm annähern. Dieser Prozess passiert ohne Strategie, ohne formale Abstimmung und sogar „ohne jede direkte Interaktion“ (Bourdieu 1987:109) der Subjekte, ohne unmittelbare Berührungspunkte. Das ist

möglich, da alle Vorkommnisse aufgrund der Dispositionen, des Habitus, der Organismen, die innerhalb dieses Rahmens passieren, auf eben diesem selbst aufbauen und ihn damit gleichzeitig erzeugen (ibid.). Auch die Plätze innerhalb des Systems werden auf diese Art verteilt. Von den Akteuren werden diese Regelmäßigkeiten und Zusammenhänge zumeist nicht erkannt oder sogar geleugnet (vgl. Bourdieu 1987: 110f.). Der Habitus ist damit eine „*lex insita*“ (ibid. 111), der jedes Individuum folgt.

Um ein Kollektiv zu vereinen braucht es demnach einen „gemeinsamen Code“ - zwischen den Initiator_innen der Bewegung und den zu Bewegenden ebenso wie zwischen den zu Bewegenden (ibid.). Erschwert wird Bewegung generell durch die Persistenz des Habitus:

„Durch die systematische ‚Auswahl‘, die er zwischen Orten, Ereignissen, Personen des *Umgangs* trifft, schützt sich der Habitus vor Krisen und kritischer Befragung, indem er sich ein Milieu schafft, an das er so weit wie möglich vorangepaßt [sic!] ist, also eine relativ konstante Welt von Situationen, die geeignet sind, seine Dispositionen dadurch zu verstärken, daß [sic!] sie seinen Erzeugnissen den aufnahmebereitesten Markt bieten“ (Bourdieu 1987: 114).

Gruppen tendieren dazu ihre Charakteristika zu erhalten, da ihre Vorlieben und Handlungsprämissen oft konstanter sind als die Bedingungen ihrer ursprünglichen Erzeugung. Daraus können gleichwohl Anpassungstendenzen verstärkt und geschwächt werden, Auflehnung ist ebenso wahrscheinlich wie Resignation (Bourdieu 1987: 117).

Die Praktiken intentionieren die Reproduktion. Regelmäßigkeiten, „die in den Bedingungen enthalten sind, unter denen ihre Erzeugungsgrundlage erzeugt wurde“ (Bourdieu 1987: 104), müssen zwecks ihrer Erklärung sowohl „die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen der Habitus, der sie erzeugt hat, geschaffen wurde, *und* die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er angewandt wird, zueinander ins Verhältnis [gesetzt werden][...]“¹ (Bourdieu 1987: 105). Häufig wird hier, zur Vereinfachung, vom „Unbewussten“, anstelle des *Habitus* gesprochen, was aber, Bourdieu zufolge, nur „das Vergessen der Geschichte, [das] von der Geschichte selber erzeugt [wird]“ (1987: 105), ausdrückt. „[...] der Habitus [ist] wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat“ (ibid.). Aus diesem Grund, wirkt er „*relativ unabhängig* von den äußeren Determiniertheiten der unmittelbaren Gegenwart“ (ibid.).

„Als Spontaneität ohne Willen und Bewußtsein [sic!] steht der Habitus zur mechanischen Notwendigkeit nicht weniger im Gegensatz als zur Freiheit der Reflexion, zu den

¹ kursiv: Kessel

geschichtslosen Dingen mechanistischer Theorien nicht weniger als zu den ‚trägheitslosen‘ Subjekten rationalistischer Theorien“ (ibid.)

Damit ist der Habitus der Ausweg aus dem Paradox des „objektiven Sinns ohne subjektive Intention“ (Bourdieu 1987: 116): er ist Grundlage aller Handlungen des Individuums, die bei der Betrachtung von außen strategisch erscheinen, jedoch aus der Innenperspektive keineswegs irgendeiner Berechnung folgen (ibid.).

2.3 Soziale Praxis

„Die Praxiswelt, die sich im Verhältnis zum Habitus als System kognitiver und motivierender Strukturen bildet, ist eine Welt von bereits realisierten Zwecken und Gebrauchsanleitungen oder Wegweisungen, und von Objekten, Werkzeugen oder Institutionen, die nach Husserl mit einem ‚dauerhaft teleologischen Charakter‘ ausgestattet sind“ (Bourdieu 1987: 100).

Diese Strukturen erscheinen natürlich, weil sie mit den gleichen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata „gesehen“ werden, aus denen sie ursprünglich entstanden sind (ibid.).

Die Schwierigkeit im Erkennen und Verstehen der Logik der Praxis durch die Wissenschaft liegt in der Schwierigkeit der Abstraktion von der eigenen Person und dem eigenen Verhalten begründet (Bourdieu 1987: 147f.). So wurde sie bisher oft verkannt und unter falschen Vorzeichen beschrieben. Eine wichtige Charakteristik der Praxis ist ihr zeitliches Wesen, das antinomisch zu jenem der Wissenschaft steht. Denn die Praxis verwirklicht sich in totaler Abhängigkeit von der Zeit, gleichzeitig ist die Zeit eines der von ihr eingesetzten Instrumente der Manipulation (ibid.: 148f.). „Kurzum, die Praxis ist schon wegen ihrer ganzen Eingebundenheit in die Dauer mit der Zeit verknüpft, nicht bloß, weil sie sich in der Zeit abspielt, sondern auch, weil sie strategisch mit der Zeit und vor allem mit dem Tempo spielt“ (ibid.: 149). Ihren Sinn schöpft die Praxis dabei aus der Zukunft. Das heißt, dass das Handeln der Gegenwart durch unsere Vorhersage der Zukunft bestimmt wird, sprich, mensch handelt unter der Prämisse der besten Erfolgsaussichten in der Zukunft (Bourdieu 1987: 150). Die Wissenschaft dagegen kann und muss sich aus dieser Handlungspraxis herausheben, denn nur so kann sie die einzelnen Handlungen miteinander vergleichen und nach ihrer Relevanz für das System gewichten- sie greift zur Technik der *Totalisierung* (Bourdieu 1987: 151f.).

Auch andere Funktionsweisen der Praxis unterscheiden sich gänzlich von jenen der Wissenschaft. So kann – praktisch- der Zeitplan für eine Arbeitswoche erstellt werden, ohne die Unterteilungen nach einem Bezugssystem zu korrelieren, wie dies etwa in der wissenschaftlichen Zeitmessung der Fall ist (ibid.: 154). Ähnliches gilt für soziale Beziehungen und Gruppenbildungen, die von der Wissenschaft genau analysiert, von den Teilnehmer_innen dagegen *gelebt* werden (ibid.: 155f.).

Die Praxis folgt dabei sehr wohl einer *Logik*- jedoch ist diese anders anzusetzen als jene Logik der Logik, also die der Wissenschaft.

„Im Gegensatz zur Logik als eine Denkarbeit, die darin besteht, die Denkarbeit zu denken, schließt die Praxis jedes formale Interesse aus. Das Nachdenken über das Handeln selbst [...] bleibt dem Streben nach dem Ergebnis und der (nicht notwendig als solche wahrgenommenen) Suche nach Maximierung des Ertrags der Mühe untergeordnet (Bourdieu 1987: 166).

Diese *praktische Logik* vereint verschiedene scheinbare Gegensätze in sich, die aus der Wesensart ihrer Entstehung aus der Praxis stammen und sie bezeichnen. Die in ihr enthaltenen Bezugssysteme besitzen demnach einerseits eine gewisse Ebenmäßigkeit und folgen gewissen Gesetzmäßigkeiten, gleichzeitig sind sie geprägt durch „Verschwommenheit oder Unregelmäßigkeiten“ (Bourdieu 1987:157). Diese beiden Eigenschaften sind „gleichermaßen notwendig“ (Bourdieu 1987:157), denn sie entsprechen den Umständen ihrer Erzeugung und sind überdies „bequem“ (ibid.: 158). Bourdieu spricht von der „im doppelten Wortsinne *praktische[n] Logik*“ (Bourdieu 1987:157), die „leicht zu beherrschen und zu handhaben“ (ibid.: 158) ist.

„Die *Ökonomie der Logik*, die dafür sorgt, daß [sic!] nicht mehr Logik aufgewendet wird als für die Bedürfnisse der Praxis erforderlich, führt dazu, daß [sic!] die Gesamtheit aller Gegenstände, im Verhältnis zu welcher diese oder jene Klasse konstituiert ist (also ihr Komplement), unerwähnt bleiben kann, weil sie in jedem Fall im praktischen Verhältnis zur Situation und durch dieses implizit definiert ist“ (Bourdieu 1987: 158).

Die diversen Sinn – und Praxiswelten sind einerseits in sich geschlossene Systeme, die von außen nicht einsehbar sind, andererseits sind sie „*objektiv* aufeinander abgestimmt“ (Bourdieu 1987: 159) und Teil des großen Systems der Gesellschaft.

2.4 Distinktion durch Lebensstil

Im Folgenden wird auf Lebensstil als neue Kategorie der Gesellschaft und Mittel der Distinktion eingegangen, wie Matthias Michailow (1994) sie vorschlägt. Distinktion meint dabei die Abgrenzung sozialer Gruppen zueinander.

„In Wirklichkeit jedoch werden die besonderen Habitusformen der verschiedenen Mitglieder derselben Klasse durch ein Verhältnis der Homologie *vereinheitlicht*, d.h. durch ein Verhältnis der Vielfalt in Homogenität, welches die Vielfältigkeit in der charakteristischen Homogenität ihrer gesellschaftlichen Produktionsbedingungen widerspiegelt: *jedes System individueller Dispositionen* ist eine *strukturelle Variante* der anderen Systeme, in der die Einzigartigkeit der Stellung innerhalb der Klasse und des Lebenslaufs zum Ausdruck kommt. Der ‚eigene‘ Stil, d.h. jenes besondere Markenzeichen, das alle Hervorbringungen desselben Habitus tragen, seien es nun Praktiken oder Werke, ist im Vergleich zum *Stil* einer Epoche oder Klasse immer nur eine *Abwandlung*, weswegen der Habitus nicht nur durch Einhaltung des Stils [...] auf den gemeinsamen Stil verweist, sondern auch durch den Unterschied, aus dem die ‚Machart‘ besteht“ (Bourdieu 1987: 113).

Im Anschluss an die Jahrzehnte des Massenkonsums hat sich eine neue Art des Konsumierens etabliert, die weniger der Stillung von primären Bedürfnissen gilt als dem Zweck der Selbstdarstellung nach außen –zum einen und zum anderen innengerichtet „Identitätssuche und Individualitätsideal“ dient (Michailow 1994:107). Wir sprechen von unserem „Lebensstil“, wir pflegen ihn und richten unser Verhalten und Konsumieren nach ihm, gleichzeitig bewerten wir auch andere nach dem ihren. Das heißt, wir nehmen ihre äußerlichen Merkmale als Indiz dafür, welcher „Szene“ sie angehören, und entscheiden so, ob sie für uns interessant sind oder nicht (ibid.). Michailow benennt diesen Vorgang folgendermaßen: „*Lebensstilsemantik‘ heißt hier, daß [sic!] soziale Klassifikation, also die Ein – und Zuordnungen von Individuen und Subpopulationen, in terms von ‚Lebensstil‘ und ‚Stil‘ vorgenommen wird*“ (ibid. 108).

Damit wird Lebensstil zu einem Maß für Ungleichheit, in einer gesellschaftlichen Zeit, in der die bisher verwendeten Kategorien wie beispielsweise Clan, Subkultur, Schicht oder Klasse nicht mehr greifen, und manche Autoren die „Individualisierung“ der Gesellschaft (Michailow beruft sich hier auf Beck 1983, 1986) diagnostizieren, was aber der Sozialdynamik auch nicht gerecht wird (ibid.:108). Michailow plädiert dafür, „*Lebensstil‘ [als] eigenständiges Referenzniveau auf der Ebene der sozialen Integration*“ (ibid.: 108) zu begreifen und anzuwenden. Mensch macht seinen Lebensstil also deutlich durch bestimmte, von ihm vertretene Meinungen und durch die Produkte, die er sich als Merkmale seines Lebensstils und seiner Identität aneignet. „Differenz und Distanz“ (ibid.: 109) werden so zu den einen hergestellt, Gemeinsamkeiten und Nähe zu den anderen, - „Sozial – und Objektwelt“ (ibid.: 109) werden strukturiert. Lebensstil ist ein Instrument der Distinktion, das von den anderen Gesellschaftsmitgliedern abgelesen werden kann. Die Zugehörigkeiten und Abgrenzungen werden nach außen klar, gleichzeitig wird, durch feinere Abstimmung, aber auch „personenbezogene Individualität“ verdeutlicht (ibid.: 109f.). Für die

Erhaltung der Kollektividentität, die sich im Lebensstil niederschlägt, braucht das Kollektiv Ressourcen, die für die erfolgreiche Verteidigung des Lebensstils „wertvoll und verknappbar“ sein müssen (ibid.: 110). Michailow nennt hier unterschiedlichste Beispiele: „Territorien, Ideologien, materielle Güter, [...], Erlebnis- und Freizeitwelten, Wohlstand, soziales Kapital, Macht, Bildung, kulturelle Praktiken usw.“ (ibid.: 110). Je nachdem, welche Menge dieser exklusiven Ressourcen der jeweilige Lebensstil anhäufen und kontrollieren kann, und je nachdem, ob er sich neue Ressourcen sichern kann, umfasst er größere oder kleinere Gruppen, wächst oder stagniert er (ibid.:110).

Soziale Ungleichheit, also soziale Ordnung als „Ergebnis sozialen Handelns [sozialer Praxis] [...], wird alltäglich reproduziert und verändert“ (ibid.: 111) und muss zu diesem Zweck jeweils durch die politische (Herrschafts-) Ordnung legitimiert werden (Bourdieu 1983: 198, Michailow 1994: 111). Im Alltag wird die „Ungleichheitssemantik“ [Michailow zitiert hier Berger 1987, 1989], welche die Wahrnehmung, Aneignung und Ausdeutung sozialer Ungleichheit steuert“ (Michailow 1994: 111), jedoch zweitrangig gegenüber den „*Distinktionsleistungen und sozialen Klassifikationsschemata von Kollektividentitäten*“ (ibid.). Denn diese lassen sich viel besser sichtbar machen, und eignen sich deshalb auch besser „*sozial relevante Differenzen*“ (ibid.) zu markieren und zu reproduzieren, „d.h. [sie] durch *Legitimationsbeschaffung* und *Machprozesse* zu stützen“ (ibid.). Das Legitimationsmodell ist abhängig von sozial-historischen Rahmenbedingungen und verändert sich mit der Zeit kontinuierlich, was immer wieder zu „Identitätskrisen“ und anschließender Neuordnung führt (ibid.).

Michailow referiert vor diesem Hintergrund die Entwicklungsphasen Deutschlands. Dabei unterscheidet er zwischen Industrie-, Wohlfahrts- und Kulturgesellschaft (ibid.: 112). In ersterer stellte „Leistung“, im Sinne von Erwerbstätigkeit, den Kern des Legitimationsmodells dar, nach dem bestimmte Güter, als Merkmale der „*vertikal – ordinalen*“ *Klassenordnung* verteilt wurden (ibid.: 112). Im Zeitalter des Wohlfahrtsstaates gesellten sich hierzu auch immaterielle Ansprüche, die der Verbesserung des Lebensstandards zugutekamen. Demnach wurden auch Bildung, Qualifikation und Berufsprestige, neben der Einkommenshöhe, zu Distinktionsmerkmalen für die Unterscheidung von nur mehr „*graduell-quantitativen*“ (ibid.: 113) *Schichten* in der „mittelschichtsdominanten Massengesellschaft“ (ibid.:113).

Die Kulturgesellschaft wiederum kritisiert das Gesellschaftsmodell der Moderne. Subjektive Empfindungen bestimmen die Zugehörigkeit zu bestimmten Betroffenenengruppen (von verschiedenen Problemfeldern der Post-Modernen-Gesellschaft) nun stärker als objektive Zuschreibungen (ibid.: 114). Die Ungleichheitssemantiken der vorhergehenden Etappen sind jedoch noch nicht komplett aufgelöst, sie bestehen in bestimmten Teilen der Gesellschaft weiter und stehen in Konkurrenz zueinander, was zu einer Verkomplizierung der Legitimation führt (ibid.114). Gleichzeitig gibt es eine Verschiebung hin zum kulturellen Kapital. Kulturelle Praktiken, die sich im Einsatz aller Arten von kulturellem Kapital niederschlagen, werden immer mehr zu Kriterien der sozialen Distinktion. Dies spiegelt sich auch in der Politik wider: „Kulturpolitik hat bereits in vielen Gebieten Gesellschaftspolitik abgelöst.“ (Michailow 1994: 115). Die Kulturalisierung der Gesellschaft verändert auch ihr Menschenbild. „Korrespondierend mit der Kulturalisierung der gesellschaftlichen Wirklichkeit werden auch die sozialen *Wertschätzungsskalen*, d.h. die Beurteilungsmaßstäbe für sozial Begehrtes und Anerkennungswertes, kulturalisiert, auf kulturelle Differenzierungsschemata ausgerichtet“ (Michailow 1994:116). Soziale Phänomene, Lebenspraktiken, werden nach ihren kulturalisierten Charakteristika erkannt und beurteilt und als Distinktionsmerkmale in die Lebensstilssemantik aufgenommen (ibid. 116).

Kurz, in einer Gesellschaft, in der tendenziell sozio-ökonomische Unterschiede geringer werden, reicht das Unterscheidungsmerkmal „A kann sich Urlaub leisten, B nicht“, nicht aus- wir müssen unterscheiden: „A macht Kluburlaub in der Türkei, B macht einen Roadtrip durch die USA“. So wird klar, dass finanzielle Unterscheidungskategorien (basierend auf ökonomischem Kapital) in unserer Gesellschaft zu ungenau geworden sind. Viel treffender ist die Unterscheidung nach Stil und Geschmack oder danach, *was* wir uns von unserem Geld leisten und nicht, was wir uns leisten können. Das heißt nicht, dass es keine ökonomischen Unterschiede mehr gibt, sie sind nur weniger tragend, bzw. subtiler geworden. Sie liegen, nach Bourdieu, in den strukturellen Existenzbedingungen (vgl. Kapitel 2.1 und 2.2). Die Distinktion erfolgt deshalb anhand von sozio-kulturellen Merkmalen, die eine wesentlich größere Diversität von Lebensstilen zulassen, unter Berücksichtigung viel feinerer Abstufungen (vgl. Michailow 1994: 117). Dabei spielt Ästhetik eine wichtige Rolle (Werner 2011: 70).

Lebensstile erfüllen mehrere Funktionen: zunächst wirken sie sozialintegrativ, indem sie „kategorial-exklusive Zuordnungskriterien (,drinnen‘-, ,draußen‘, ,wir‘-, ,ihr‘), die sich auf soziokulturell abgrenzbare Formationen mit spürbaren Interaktionsbarrieren beziehen“ (Michailow 1994: 118), aufwerten. Andererseits dienen sie zur Darstellung des individualisierten Selbstbildes.

Dieser Individualismus trägt dazu bei, dass es zu einem „Rückzug ins Private [kommt], mit dem apolitische Haltungen gefestigt und ausgeweitet werden“ (ibid.: 119). Die vormals sozio-ökonomischen Unterscheidungskriterien werden durch Referenzen auf Kultur und Symbolik abgelöst und verwandeln sich so in soziokulturelle Differenzen (ibid.: 119f.). Diese werden hinsichtlich ihres „Wiedererkennung-, Distanzierungs- oder Distinktionswert“ auch sensibler wahrgenommen – „die Lebensstilsemantik [kultiviert] das Unterschiedempfinden und [kulturalisiert] soziale Differenzen“ (ibid.:120). Sprich, die Kulturalisierung wirkt trennend, wo früher soziale Gleichförmigkeit konstatiert wurde. Sie unterteilt die Gesellschaft nach einem verfeinerten Raster, weit ab des grobmaschigen Netzes des Schichten- und Klassendiskurses.

Die Vergesellschaftung beruht heute nicht mehr primär auf sozialen Zwängen wie materieller Not, die sich aus den Existenzbedingungen ableiten ließen, dagegen kann sie „als eine Erprobungssphäre für Lebensformen, persönliche Identitätsmuster und Sinnfindung in Anspruch genommen werden, da der Konformitätsdruck nicht so hoch ist“ (ibid.: 120). Die Aneignung von kulturellen Symbolen kann aktiv und bewusst oder auch unbewusst [Stichwort Habitus] zur „Identitätsstiftung und Selbstidentifikation“ eingesetzt werden.

„Für diese ‚kulturerzeugende Industrie‘, an der Staat, Politik und Privatwirtschaft gleichermaßen mitbeteiligt sind, geht es im wesentlichen [sic!] um die *Stiftung von kultureller Identität*. Angesichts zerbröckelnder Gewißeheiten [sic!], biographischer Diskontinuitäten, partikularisierter Sinnwelten, Abhängigkeit von anonymer Marktmacht usw. infolge von Mobilität, raschem sozialen Wandel und fortschreitender reflexiver Modernisierung der Gesellschaft wird der Kultur ein [sic!] hohe identitätsstiftende und –stabilisierende Funktion zugesprochen. Verluste an sozialer Integration sollen mithilfe der Sinnstiftungsinstanz Kultur restituiert werden.“ (Michailow 1994: 121).

Ein erfolgreicher Lebensstil zieht weitreichende Wirkungen nach sich: So reagiert etwa die Wirtschaft darauf mit der Herstellung von auf diesen Lebensstil zugeschnittenen Waren und Dienstleistungen. Gleichzeitig trägt sie, über ihre Marketingstrategien, zur Verbreitung des kulturellen Wissens über die Anwendung dieser bei, womit sich der

Lebensstil ausbreitet, was sich wiederum positiv auf die Gewinne der Wirtschaft auswirkt (ibid.: 121f.). Diese Kreislaufdynamik bewirkt aber auch, dass diese Lebensstile immer weniger exklusiv sind, weniger Distinktionsmöglichkeiten bieten und schließlich von neuen, aktuelleren Lebensstilen abgelöst werden. Gleichzeitig unterliegen sie damit auch den Flüchtigkeitsetzen der Mode- denn wer sich abgrenzen will, muss sich schneller weiterentwickeln als die anderen. „Die Stilisierung des Lebensstils bedarf daher der Stilpflege zum Schutz vor unkontrollierter Ausbreitung und vor konsumistischem Verschleiß, sowie der ständigen Neuarrangierung bzw. Transformation, um der Gefahr kultureller Erosion durch Kommerzialisierung der Stilmittel zu begegnen“ (ibid.: 122).

Stichwort Freiheit: Der Lebensstil ist grundsätzlich wählbar, wobei „der Spielraum zwischen Freiheitsgraden und Zwängen sozial variiert und oftmals stark eingeschränkt ist“ (Michailow 1994: 123), was gleichzeitig die Notwendigkeit von Selbstreflexion und einer Selbstlegitimation nach außen nach sich zieht (ibid.). Unterschiedliche Lebensstile konkurrieren auf dem politischen Feld um die Festlegung und Normalität von Deutungsmodellen; (Lebens-) Sinn fungiert hier als Ressource. „Faktoren sozialer Ungleichheit können nicht als der grundlegende Operator angesehen werden, der Lebensstile voneinander trennt. Die Lebensstilesemantik zeigt an, daß [sic!] sich objektive Lebensbedingungen von der Art und Weise der Lebensführung ([Michailow zitiert hier] Hradil 1990), sozialstrukturell-marktvermittelte Lebenslage von sozio-kultureller Integration und soziale Ungleichheit von sozialer Formationsbildung entkoppelt haben“ (Michailow 1994: 125). Trotzdem haben die distributiven Ungleichheiten große Auswirkungen- denn dort, wo um das finanzielle Überleben gebangt werden muss, gibt es kaum Möglichkeiten zur Wahl der Lebensführung. „Das Legitimationsmodell der Kulturgesellschaft billigt die Wählbarkeit und Offenheit subjektiver Lebensentwürfe, womit implizit die gesellschaftlichen Vorteile derjenigen legitimiert werden, die gemäß sozialer Position und Ressourcenausstattung über größere Gestaltungschancen verfügen“ (ibid.: 125). „In der Art und Weise, wie in den Klassifikationsschemata das Verhältnis Selbst- und Fremdzuschreibung geregelt wird, kommt auch die Wahrnehmung des eigenen *sozialen Ortes* und daran angeschlossen das

Selbstwertgefühl im Kampf um gesellschaftliche Anerkennung zum Ausdruck²
(Michailow 1994:126).

² kursiv: Kessel

3 Begrifflichkeiten im Kontext von Gemeinschaftsgärten

Wie schon die Bandbreite der wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit Gemeinschaftsgärten im städtischen Raum beschäftigen, zeigt, sind Gemeinschaftsgärten weit mehr als nur die Pflanzen, die in ihnen wachsen. Es geht nicht *nur* um das Kultivieren von Gewächsen, vielmehr steht ein bunt gemischter Eintopf an sozialen, politischen und kulturellen Anliegen im Vordergrund (vgl. u.a. Müller 2011:23, Zielsetzungen der einzelnen Gärten, gartenpolylog uvm.). Die gemeinschaftliche Aktivität wird großgeschrieben, auch wenn es nicht immer eine Gemeinschaft im Sinne einer funktionierenden sich gegenseitig bereichernden Gruppe ist, die den zumeist hohen Ansprüchen der Gründer_innen genügt. Doch dazu später. Bevor allerdings genauer auf die Gemeinschaftsgärten eingegangen wird, soll der Garten an sich näher betrachtet werden, ist er doch selbst schon ein Übergangsort und Zwischenraum zwischen Natur und Haus, zwischen Wildnis und Schutz, der als solcher auch Eingang in die Welt der Mythen, Legenden und Märchen unterschiedlichster Kulturkreise gefunden hat. Weiters werden auch andere wichtige Begriffe, die dem Kontext der Gemeinschaftsgärten entwachsen angeführt und erläutert.

3.1 Garten als Zwischenraum

„Der Garten [fungiert] als ästhetisch geordneter Rückzugsort aus den Wirren des Alltags, als im stetigen Wandel begriffene, blühende Inspirationsquelle, als Spiegel und Projektionsfläche der eigenen Seele, als facettenreiches Motiv der Kunst [...]“ (Hollein: 2006:12).

Ein Garten ist ein „begrenztes Stück Land [[meist] am, um ein Haus] zur Anpflanzung von Gemüse, Obst, Blumen o. Ä.“ (Duden Online). Und doch ist er viel mehr als das. Ein Verständnis von Garten existiert in den unterschiedlichsten Kulturen auf der ganzen Welt. Garten ist dabei beinahe immer mit positiven Konnotationen belegt- er wird beschrieben als „schön, beruhigend, spirituell, heilend oder auch lebensstiftend [als] etwas Gutes, [das] auf die eine oder andere Weise Befriedigung [bringt]“ (Appel et al. 2011: 149). Wir designen den Garten unter dem Aspekt der Ästhetik, und unterscheiden darin ständig zwischen „guter, schöner Natur“ (frische Blüten, duftende Pflanzen, Singvögel etc.), die gewollt ist, und „schlechter, hässlicher Natur“ (wie etwa Unkraut,

abgestorbenen Pflanzen, welchem Laub, Stechmücken, Wühlmäuse etc.), die unerwünscht ist und allzu häufig getilgt wird (Taborsky 2008:119). Wie die Stadt, ist auch ein Garten von Menschenhand angelegt, konstruiert (Weber 2011: 236). Trotzdem suchen wir in ihm eine Harmonie mit und in der Natur (Schulze 2006: 14). Obwohl nie unabhängig von der Natur, ist er doch menschliches Werk, ein Produkt unserer Fantasie (Messervy 1997: 19). Wir schmücken uns mit Garten und seinen Produkten, drücken in ihm unseren Reichtum, unseren Einfluss aus. So fragt Weber, bezüglich der Natürlichkeit des Gartens, „[i]st er nicht vielmehr eine erste Form von totalitärer Herrschaft über das Leben?“ (ibid. 2011: 237). Doch diese Herrschaft kann nie total sein. Der Garten ist immer nur ein Versuch, die Natur zu kontrollieren (Messervy 1997: 19). Er ist nie fertig, seine Konstruktion nie abgeschlossen, er stellt eine Lebensaufgabe dar (ibid.:9). Von der Idee zum Garten an, kann er nur als Prozess bestehen. Denn alles ist im Garten im Fluss: die Luft, die Erde, die Pflanzen, die Menschen- der Stillstand käme dem Tod gleich.

Der Garten ist ein „Ur-Symbol“ (Schörgenhumer: 16.10.2013) - jeder Garten ist uns irgendwie bekannt, in der Erfahrung, und weckt ein Gefühl der Heimat. Vielleicht deshalb taucht er auch in wichtigen kulturellen Bezugswerken wie etwa der Bibel, dem Koran oder den Märchen von 1001 Nacht auf (Müller 2011: 9f.). Klaus Fresser antwortet auf die Frage, warum es gerade jetzt zu einer Rückbesinnung auf den Garten kommt:

„Ich denke, weil ein Garten ein ganz archetypisches Bild ist, das eine ganz tiefe Sehnsucht in den meisten Menschen anspricht, egal aus welchem Kulturkreis sie kommen. Dort gibt's noch die Möglichkeit für jeden, auf ganz kleinem Raum quasi „Selbstwirksamkeit“ zu erleben (Ich pflanz einen Samen ein, seh ein Pflänzchen aufgehen, um das ich mich kümmern muss, ich gieß es regelmäßig und rupf das Unkraut daneben aus – und dann im Herbst ist daraus „meine Pflanze“ gewachsen, die ich dann ernten kann. Ist schon ein tolles Gefühl!“ (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122).

Maria Schörgenhumer (16.10.2013) kategorisiert den Garten aus philosophischer Perspektive als *Lebensraum*, als Ort der Geborgenheit, aber auch der aktiven Tätigkeit und des menschlichen Ordens. Als solcher wird er durch den Menschen gemacht und angeeignet. Der Garten wird von der umliegenden Natur und der damit verbundenen Ungewissheit, Nicht-Kontrollierbarkeit, klar abgegrenzt. Er ist ein geschützter, menschlicher Raum, der „*schön* und *gut*“ (ibid.) ist. Um als Lebensraum zu gelten, müssen Menschen den Garten nutzen können- ihr Zugang muss gewährleistet sein. Sie müssen dort „leben“, Erfahrungen machen, tun (Schörgenhumer: 16.10.2013).

Veronika Bennholdt-Thomsen formuliert diese Lebens(raum)qualität, die der Garten aus seiner *Gemachtheit* zieht, wie folgt: Gärtnern ist – „wie alle Subsistenztätigkeiten – mehr [...] als die Erfahrung eines sinnvollen, notwendigen Tuns, nämlich zugleich ein Erkenntnisprozess. GärtnerInnen erfahren sich als unmittelbar *produktiv*“³ (Bennholdt-Thomsen 2011: 257). Damit wird auch die harte, gärtnerische Arbeit zur Kunst, zum Schöpfungsakt mit weitreichenden Folgen. Christine Pahl beschreibt die Wechselbeziehung zwischen Gärtner_in und Garten:

„Gärtnerische Haltung, meint für ein gutes Gleichgewicht zu sorgen; im Garten ebenso wie in der eigenen Person. [...] [Gartenkunst] besteht darin, Raum zu geben und Raum zu begrenzen; [Herausforderungen: Klimatisch, Wetter, Landschaft, Boden] [...] Harmonie [!] im Garten [...] auch: den eigenen Körper, die eigene Person als Garten zu gestalten. Einen gärtnerischen Umgang mit sich und anderen pflegen bedeutet, sich selbst und anderen umsichtig Unterstützung und Beschränkung beim gemeinsamen Wachsen zu geben und so Vertrauen und Verantwortung [zu] entwickeln“ (2004: 65f. gefunden bei Taborsky 2008: 15).

„Die Mauer ist wichtig, sie grenzt den Garten ein als Rückzugszone aus einer fremdbestimmten Existenz“ (Schulze 2006: 14). Der Garten stellt eine Art Pufferzone dar – er ist zur Natur hin abgegrenzt, aber noch nicht im Haus. Er bietet innerhalb des Gartenzauns Zuflucht und Schutz, Schönheit und Harmonie in der „(An-)Ordnung“ (Löw 2001). Er ist von Menschen angelegt, und doch von der Natur gemacht, denn die Naturmacht nimmt hier Einfluss (Müller 2011: 10f.). Die Unterordnung der Natur durch den Menschen ist gleichzeitig die des Menschen unter die Natur – nie kann er sich und seine Schöpfung ihrem Wirken (Klima, Wetter, Boden, „Schädlinge“ und „Günstlinge“, „Unkraut“ und „Kraut“) ganz entziehen oder es kontrollieren. „Ein Garten ist der Versuch, etwas zu besitzen, was sich nicht besitzen lässt. Umgekehrt kann man auch sagen: Ein Garten ist der Versuch, sich durch Besitz enteignen zu lassen“ (Weber 2011:236, vgl. auch Taborsky 2008: 119). Damit ist der Garten ein Vermittlungs-, „ein Zwischenraum zwischen Wohnraum und Natur“ (Taborsky 2008:119), zwischen *Kultur* und Natur, ein magischer Ort.

Auch sonst vereint der Garten scheinbar Gegenteiliges: Er ist Ort der ruhigen Kontemplation und Ort des tätigen Schaffens (Taborsky 2008: 16). Garten ist stiller Quell von Kraft und gleichzeitig der Ort, an dem der Natur in harter Arbeit ihre Frucht abgerungen werden muss (vgl. Schulze 2006: 14). Ein Garten ist immer limitiert, räumlich eingegrenzt, damit ist auch der aus ihm schöpfbare Ertrag begrenzt (vgl. Heistingering 2011: 317). Und dennoch, wirkt er befreiend, bietet Fülle. Denn Natur

³ kursiv: Kessel

produziert auf der Basis geringen Ressourceneinsatzes nach der Strategie des Überflusses und eröffnet „daher auch Freiheit zu schenken“ (Bennholdt-Thomsen 2011: 257.). Der Garten ist Ort der Bescheidenheit, der Demut vor Gottes Schöpfung und zugleich Ort der Freizügigkeit, der Orgien, der Üppigkeit, außerhalb der Konvention. Garten vereint Natur und Kunst, regt zur Kunst an und ist selbst doch zugleich natürlich und künstlich (Schulze 2006: 15ff.). Der Garten schafft Zusammenhang in den (scheinbaren) Gegensätzen (ibid.: 21).

Im Hinblick auf die Anlegung von einem (Gemeinschafts-)Garten, analysiert Rauch (2012: 50ff.) den Garten, nach seinen materiellen und strukturellen Eigenschaften, hinsichtlich der durch ihn geschaffenen Rahmenbedingungen, also aus einer sehr praxisorientierten Perspektive, als maßgeblicher Faktor für die Möglichkeiten und Grenzen der gärtnerischen Tätigkeit durch die Menschen. Sie geht dabei auf folgende Faktoren ein: Grundstück, Bodenbeschaffenheit, Erreichbarkeit, Infrastruktur im Garten, generelle Verfügbarkeit von Boden im Sinne von „Brachen“ in der Stadt, Nutzungsvereinbarungen, Finanzen im Sinne der Kostenveranschlagung, Versicherung und Zaun (ibid.: 50-53). Letzterer ist nicht nur ein versicherungstechnisch wichtiger Punkt, sondern vor allem eine philosophische und raumsoziologische Frage. Wer hat Zugang? Wie offen ist der Garten? Und weiter – Wer gehört zur „Gemeinschaft“ im Gemeinschaftsgarten? Später soll auf diese Fragen noch genauer eingegangen werden.

3.2 Subsistenz

Oberflächlich wird darunter meist Selbstversorgung verstanden – mit allem was zum Leben *notwendig* ist, vor allem aber mit Lebensmitteln. Damit wurde durch Subsistenz vorrangig die Agrarproduktion bezeichnet. Der Begriff wird auch heute noch überwiegend mit landwirtschaftlicher Tätigkeit in Entwicklungsländern verbunden (vgl. Gartler 2011: 7, 78).

„Subsistenzwirtschaften sind – historisch gesehen – kleine Einheiten der Selbstversorgung, welche meist in größere Netzwerke eingebettet sind und als Ziel das eigene und gemeinsame *Gute Leben* haben. Sie sind geprägt von unterschiedlichen Tauschbeziehungen (also *keine geschlossenen Systeme*)“ (Taborsky 2008: 89).

Susanna Gartler widmet dem Subsistenzbegriff ihre Diplomarbeit und analysiert ihn aus anthropologischer Perspektive. In Bezugnahme auf die Arbeiten von Maria Mies, Veronika Bennholdt –Thomsen und Claudia von Werlhof, den Initiatorinnen des

Bielefelder Ansatzes, ordnet Gartler dem Begriff der Subsistenzarbeit „unbezahlte Haus- und Versorgungs- [arbeiten] sowie kleinbäuerliche, auf Selbstversorgung ausgerichtete Tätigkeiten“ zu (ibid.).

„Subsistenzproduktion – oder Lebensproduktion – umfasst alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird [...] [dabei] ist das Ziel ‚Leben‘“ (Bennholdt-Thomsen (o.J.): 1, Fußnote 1). Ein Kapitel widmet Gartler auch der „Urbanen Subsistenz“ (Gartler 2011: 76ff.). Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass der Subsistenzbegriff vorurteilsbehaftet ist und vor allem dem ländlichen Kontext zugeordnet wird. Verschiedene Dichotomien finden hier Anwendung: rural/urban, privat/öffentlich, lokal/global (ibid.: 88). Zusätzlich besteht ein Genderbias, der Subsistenzarbeit als vorrangig weibliche Tätigkeit bestimmt (privat/öffentlich, Hausarbeit/Lohnarbeit). „Subsistenz [wird] mit kleinen, lokalen Strukturen, ruraler Ansässigkeit und privaten Versorgungstätigkeiten in Verbindung gebracht, und dadurch mit kleinbäuerlicher, landwirtschaftlicher Produktionsweise, indigenen Gruppen und Frauen“ (2011:88), fasst Susanna Gartler zusammen. Allerdings muss das Verständnis von Subsistenz im urbanen Kontext erweitert werden. Dahm und Scherhorn zeigen in ihrer Anwendung der urbanen Subsistenz auf deutsche Großstädte, dass Subsistenz weit mehr bedeutet als eine landwirtschaftliche Überlebensstrategie, sehr wohl auch männlich ist und auch Güter und Dienstleistungen umfasst, die nicht zu der klassischen Reproduktionsarbeit zählen – sie schließt die „...Herstellung und [...] Vermittlung immaterieller Güter [ein] und [...] ist nicht weniger lebenswichtig als die Erwerbsarbeit“ (vgl. Dahm/Scherhorn 2008: 43). Dabei konkurrieren Markt und Subsistenzsektor nicht notwendigerweise miteinander, vielmehr können sie voneinander profitieren (ibid. 38ff.). Denn die Subsistenzarbeit leistet, was auf dem Markt nicht oder zu teuer gehandelt wird (ibid.: 105). Gartler bietet einen Überblick über Dahm und Scherhorns Verständnis von ‚gemeinschafts-orientierter Subsistenz‘, die von den Autoren eingeteilt wird in „(a) Räume (dazu zählen Arbeits-, Wohn-, Spiel-, Konsum- und Gemeinschaftsräume), (b) Kommunikation (Methoden des Wissenstransfers wie Vorträge, Konferenzen, Diskussionsrunden), (c) Kooperation (u.a. in den Bereichen Nahrung, Arbeit, Selbsthilfe), (d) Information und Bildung, (e) Partizipation (künstlerische und kulturelle Tätigkeiten und Einrichtungen, politische Partizipation etc.) sowie (f) Soziale Sicherheit und Fürsorge“ (Gartler 2011: 80 nach Dahm und Scherhorn 2008). So kommt sie zum Schluss:

„Wenn zudem von einer anderen Begriffsdefinition von Subsistenz ausgegangen wird, in der nicht nur die Selbstversorgung mit Nahrung wie im englischen *subsistence*, sondern auch die Arbeitskraft mit einberechnet wird, sowie alle Initiativen menschlicher Versorgung, welche weder staatlich noch vom kapitalistischen Markt organisiert werden (wie in Dahm/Scherhorn 2008), löst sich die rurale Konnotation und damit der räumliche Bias des Begriffs auf.“ (Gartler 2011: 87).

In diesem Kontext, aber auch im herkömmlichen Verständnis von Subsistenz, wird eine neue Tendenz vor allem auch der Stadtbevölkerung deutlich: Mit dem zunehmenden Interesse an schadstofffreien Lebensmitteln, die nicht gentechnisch verändert sind, und in Zusammenhang mit einem wachsenden Misstrauen gegenüber der konventionellen Nahrungsmittelherstellung erlebt der Begriff der Subsistenz, speziell in seiner landwirtschaftlichen Konnotation, auch in jenen Regionen ein Revival, in denen niemandes Leben mehr von dem eigenen gärtnerischen Tun abhängt – in der Stadt. Gerade hier sind immer mehr Menschen auf der Suche nach dem ursprünglichen Kontakt mit der Natur. Sie wollen die Erde greifen, selbst tun. Sie wollen ihr Essen begleiten und betreuen, vom Samenkorn und noch davor, von der Auswahl des Bodens und des Saatguts weg, bis zur Ernte und Zubereitung. Nur so haben sie die volle Kontrolle, *was* sie da verspeisen. Eine Kontrolle, die im Supermarkt trotz gesetzlicher Kennzeichnungspflicht längst unmöglich geworden ist.

Gerade in Städten wie Wien und im Kontext von Gemeinschaftsgärten ist im verbauten Raum eine Deckung des Eigenbedarfs durch das selbstangebaute Gemüse nicht möglich. Selbst was den finanziellen Beitrag der Gartenarbeit angeht, ist eine Ersparnis fraglich und hängt von unterschiedlichen Faktoren ab (von der konkreten Größe des Beetes, der Größe des Haushalts bis zur Auswahl der gepflanzten Arten, dem Ernteerfolg, etc.). Das gilt, obwohl Meyer- Renschhausen zu dem Schluss kommt, dass in Gärten pro Quadratmeter unter Umständen mehr produziert wird, als im landwirtschaftlichem Anbau (Meyer –Renschhausen 2011: 319). Die Nachfrage nach Beeten in Gemeinschaftsgärten ist dennoch massiv. Die eigene, aktive Anbauerfahrung wurde in den Antworten auf meine Fragen häufig als Grund für die Arbeit in einem Gemeinschaftsgartenprojekt angegeben (vgl. Fragebögen im Anhang, siehe auch Rauch 2012: 19). Auch andere Entwicklungen gehen in Richtung Subsistenz und Nachhaltigkeit: Tauschringe und Verschenkportale, „Kost-Nix-Läden“, Dumpstern sind mehrheitlich in sozialen Medien vertreten. In einem kurzen Einschub zu den Commons komme ich darauf zurück. Doch zuvor möchte ich noch einmal auf Dahm und

Scherhorn zurückgreifen. Sie verstehen die Rückbesinnung auf Subsistenz ganz klar als eine Konsequenz der wirtschaftlich- gesellschaftlichen historischen Entwicklung:

„Der technische Genius hat die Menschheit mit so rasant zunehmenden Schwung aus den Beschränkungen der ursprünglichen Subsistenzwirtschaft herausgeführt, dass sie nun auf erhöhtem Niveau wieder in einer Situation angekommen ist, in der sie zur Subsistenzorientierung zurückkehren, d.h. sich an die bedrohlich nahe gerückten Naturgrenzen anpassen muss, und das ähnlich wie vorzeiten mit einer Beschränkung der materiellen Güterproduktion“ (Dahm/Scherhorn 2008: 21).

Mit dieser Behauptung nehmen die Autoren Bezug auf einen weiteren Diskurs- jenen der Knappheit bzw. der Begrenztheit der Ressourcen. Dieser kommt später u.a. bei der Vorstellung der *Produktiven Stadtlandschaft* zur Sprache. Ob die erkannten Tendenzen und Prozesse wirklich aus diesem von den Autoren beschriebenen, strukturellen Zwang heraus passieren oder auf berechnetem Kalkül einer neoliberalen Wirtschaftsweise basieren, die die Grundsicherung immer mehr in die Eigenverantwortung der Menschen abschiebt, wie Rosol und Weiß (2005:12) warnen, kann in dieser Arbeit leider nicht beantwortet werden. Nichtsdestotrotz komme ich an späterer Stelle noch einmal auf die Beweggründe der Gärtner_innen zurück.

3.2.1 Subsistenz im Garten: Selbstversorgung bis heute

„das Gärtnerische in der Stadt als Praxis des Überlebens, der Subsistenz“
(Architekturzentrum Wien 2012: 2)

Garten und Subsistenz hängen seit jeher eng zusammen, vor allem wenn man von Subsistenz im Sinne der Eigenversorgung mit Lebensmitteln ausgeht. Werner beschreibt diesen Zusammenhang zwischen gärtnerischer Aktivität und Subsistenzorientierung aus einer praktischen Perspektive:

„Die Gärtnerinnen[sic!] kommen dabei in Kontakt mit einer (Haushalts-)Ökonomie der Zwecksetzungen, etwa indem sie durch ihre Arbeit einen Ertrag erzielen und diesen weiterverarbeiten und konservieren wollen, andererseits kommt in diesem Zusammenhang die kalkulierende Rationalität an ihre Grenzen, indem hier vieles um seiner selbst willen getan wird. Beide Orientierungen, einerseits die der produktiven Arbeit und andererseits die der Muße und des Spiels, überlagern und stabilisieren einander und sind ursächlich dafür, dass die Gartenprojekte nicht bloß Freizeit – und Erholungsorte der neoliberalen Ordnung darstellen.“
(Werner 2011: 61)

Geschichtlich gesehen kommt dieser Zusammenhang im urbanen Kontext vor allem in Krisenzeiten zu tragen. Das Architekturzentrum Wien schreibt in seiner Einführung zur Ausstellung *„Hand on Urbanism“* (2012) von einem „Krisen-Urbanismus, der zu Landnahmen in der Stadt, zu Selbstorganisation und zu informeller Stadtentwicklung führt“ (ibid. 1), denn eben diese Momente des Mangels regen zu kreativen, unkonventionellen und alternativen Lösungen an – umgesetzt häufig durch die

Betroffenen selbst (ibid.; Lange 2011). Ein Gartenphänomen, das aus einer derartigen Situation des Leidensdrucks entsprossen ist, ist das *Guerilla Gardening*, auf das ich weiter unten zu sprechen komme. Doch auch schon früher gab es innovative Lösungen sozialer Missstände, die aus der Idee zu einem Garten keimten. Nebenbei, so scheint es, erwachsen aus diesen Projekten auch „alternative Formen des Zusammenhalts, der Nachbarschaftlichkeit und der Verteilungsgerechtigkeit“ (Architekturzentrum Wien 2012:1).

Geschichtlich war die Industrialisierung, die die Massen in die Städte trieb, ausschlaggebend für die Notsituation, aus der schließlich städtische „Selbstversorgungsgärten“ entstanden. So existieren Kleingärten in London bereits seit dem 17. Jahrhundert, seit 1908 muss jede Stadt in Großbritannien solche Gartenflächen zur Verfügung stellen (Doron 2005: 57). So wurde beispielsweise von Landgraf Carl von Hessen 1820 Land an arme Bevölkerungsgruppen verpachtet, um ihnen eine Möglichkeit zur Selbstversorgung mit Lebensmitteln zu bieten– die sogenannten Armengärten. Zuvor schon hatte Pfarrer Schröder in Kappeln an der Schlei (Schleswig –Holstein) Pastoratsland an alle Interessierten verpachtet und 1814 ein Regelwerk zur rechtmäßigen Benutzung und zur Höhe der Pachtkosten herausgegeben (Deutsches Kleingärtnermuseum). Eine weitere dieser Entwicklungen hat ihren Ursprung in Leipzig, benannt nach dem Arzt Moritz Schreber. Was zunächst als Initiative für betreutes Kinderturnen im Freien startete, wurde bald zum Gartenerlebnis für ganze Familien – noch heute erinnert das Deutsche Kleingärtnermuseum an die Geschichte der deutschen Kleingärten am Dr. Schreber-Platz in Leipzig.

Auch in Wien kam es zu Beginn des 20. Jahrhunderts und damit zu einer Zeit der Armut der Arbeiter_innen zur (informellen) Etablierung von Kleingärten, die vor allem in den Kriegsjahren 1914- 1918 und danach zur Eigenversorgung mit frischen Lebensmitteln sehr wichtig waren (Krasny 2012: 17). Auch die Gebiete außerhalb der damaligen Stadt wurden *wild* bepflanzt, ohne nach dem Grundbesitz zu fragen. Teilweise wurden dort auch einfache Behausungen errichtet. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen den Besetzer_innen und der Stadtverwaltung sowie den privaten Eigentümer_innen. Krasny (2012:20) spricht mit Verweis auf Bauer (1923) von der Entstehung einer „Siedlerbewegung“. Schließlich entschied sich die Stadtverwaltung das Wohnungsproblem durch den Aufbau von Gemeindebauten, die damals als

„Superblocklösung“ (ibid.:22) beschrieben wurde, zu lösen. Die damals gegründeten Kleingärtenanlagen auf der Schmelz sind, Krasny zufolge, bis heute die größte Kleingartenanlage Mitteleuropas (ibid.: 17). Im Jahr 1919 erhielt das Kleingartenwesen auch einen Eintrag im österreichischen Sozialrecht (ibid.: 20).

Auch in anderen Ländern wurden Selbstversorgungsgärten zur dringenden Notversorgung in Krisenzeiten genutzt. Ihre Namen sind unterschiedlich- bekannt sind etwa die US-amerikanischen *Liberty und Victory Gardens*, die auch in der Kriegspropaganda eine wichtige Rolle spielten (Krasny2012: 18). Großbritannien etwa propagierte das Kultivieren von Nahrungspflanzen im urbanen Raum während des Zweiten Weltkriegs mit dem Slogan „*Dig for Victory*“. Aber auch während des Ersten Weltkriegs hatten dort ähnliche Strategien schon gegriffen, wodurch sich die Zahl von Kleingärten verdreifacht hatte (Doron 2005: 53). Ähnliche Prozesse sind auch in anderen Kriegsgebieten und zu anderen Zeiten beobachtbar. In den Jahren des Wirtschaftsaufschwungs, der durch den Wohlfahrtsstaat angetrieben wurde, und der Neoliberalisierung jedoch ging der Trend zurück und viele Flächen wurden verbaut oder verlassen (ibid.). Ab den 1990er Jahren wurde das Gärtnern wieder modern (Meyer – Renschhausen 2011: 326ff.). Gerade auch heute werden Gemeinschafts- und Selbstversorgungsgärten auch als billige Lösung von tiefgehenden Armutsproblemen, verursacht durch die neoliberale Wirtschaftsweise politisch initiiert. In diesem Kontext und konkret bezogen auf die Situation in Toronto, Kanada, fragen auch Rosol und Weiß (2005: 11) berechtigterweise: „Städtische Subsistenz oder Neuauflage von Armengärten?“.

3.3 Nachhaltigkeit

„Nachhaltigkeit“ findet heute in den unterschiedlichsten Bereichen Eingang. Der Begriff wird dabei inflationär und bar seiner ursprünglichen, konzeptionellen Bedeutung gebraucht. Diese Tendenz ist bedenklich, da sie das Konzept seines Inhalts beraubt (Grober 2010). „Nachhaltigkeit“ ist demnach ein *Containerbegriff*, der, abhängig vom Interesse seiner Nutzer_innen, mit den unterschiedlichsten Inhalten befüllt sein kann. Im Folgenden werde ich deshalb kurz auf das Konzept der Nachhaltigkeit eingehen.

Seinen großen Aufschwung erlebte der Begriff der Nachhaltigkeit seit der Konferenz der Vereinten Nationen zu Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro (1992). Dabei wurde der Begriff in seiner Bedeutung stark geprägt. Seither gilt Nachhaltigkeit als erstrebenswerte Dimension in beinahe jedem Programm, in Projekten, Firmen, Werbestrategien, etc., allerdings in einer stark abgeschwächten Bedeutung als langlebig, langandauernd, sich selbst tragend etc. (Grober 2010).

Der eigentliche Ursprung des Konzepts der Nachhaltigkeit liegt jedoch in der Forstwirtschaft. Hans Carl von Carlowitz prägte ihn 1713. Er legte in diesem Begriff fest, wie ein natürliches System, wie eben der Wald, zu nutzen ist, ohne seine Reproduktion zu gefährden - so dass es auch später noch genutzt werden kann, ohne qualitative oder quantitative Einbußen.

Die Definition nachhaltiger Entwicklung des Brundtland- Berichts, der 1987 verfasst wurde, besagt, dass nachhaltige Entwicklung eine Entwicklung ist, die Ressourcen zukünftiger Generationen nicht gefährdet (WCED 1987: 54, Absatz 1). Dabei sind sowohl ökologische als auch ökonomische und soziale Aspekte eingeschlossen.

Der interdisziplinäre Ansatz der *Ecological Economics* nimmt Nachhaltigkeit in allen drei Dimensionen als Basis für wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln. Dabei greift er auf Erkenntnisse der Natur -, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften zurück (Söderbaum 2004: 6). In diesem Ansatz wird Natur nicht nur als Ressource berücksichtigt, sondern in der Beziehung gegenseitiger Abhängigkeit zwischen Natur und dem Handeln bzw. Wirtschaften der Menschen (Common/Stagl 2005: 86ff.). Natur ist demnach die grundlegendste Bedingung für das Leben der Menschen. Dabei ist nicht nur die intergenerationale, sondern auch die Verteilungsgerechtigkeit wichtig, denn das Ziel unseres Wirtschaftens muss das Wohl-befinden aller sein (ibid.: 3f.). Der neoklassische Grundsatz unendlichen Wachstums steht hier in der Kritik als wenig relevant für das Wohlbefinden der Menschen und als nicht realisierbar aufgrund des Ressourcenverbrauchs (ibid.: 177f.).

Ein weiteres Konzept, das eng mit dem der Nachhaltigkeit verknüpft ist, ist das des *Guten Lebens*, wobei *gut leben* nicht besser leben bedeutet. Denn besser leben zu wollen entspricht dem Prinzip: besser als jetzt, besser als andere, immer mehr, und ist daher genau das Gegenteil des Guten Lebens. Dieses basiert auf Wohlbefinden und vor

allem dem Einklang mit der Natur, die Grundvoraussetzung für Leben darstellt. Ursula Taborsky (2008) thematisiert Garten und tätigen Naturzugang als Teil des Guten Lebens. Einen aktiven Naturzugang versteht sie wie folgt, als „[...] tätige Auseinandersetzung mit Natur, welche z.T. das eigene Überleben sichert, gleichzeitig aber keine wesentliche Einschränkung des Guten Lebens anderer darstellt, d.h. v.a. Zugang zu nicht kontaminiertem Land, Wasser und Saatgut zu haben und dieses unter den Regeln des biologischen Landbaus zu bewirtschaften“ (ibid.: 13). Es gibt keine klare Antwort darauf, was genau nun das Gute Leben auszeichnet (vgl. Wolf 1999). Allerdings gibt es Annäherungen daran und gewisse Grundprinzipien, wie etwa, niemand anderen einzuschränken, weder jetzt noch in der Zukunft. In diesem Sinne sind nachhaltige Lebensweise und Subsistenzorientierung eng verknüpft.

3.4 Commons

Unter *Commons* wird die Beziehung von einer Gruppe von Menschen zu einem Gut, sprich ihr Umgang damit, beschrieben. Das schließt die Produktion, die Nutzung und die Erhaltung dieser Güter mit ein. Das heißt, es gibt eine soziale Konvention darüber, wer das Recht hat, diese Güter, auf welche Art, zu nutzen und für ihren Fortbestand zu garantieren. Diese soziale Praxis nennt man *Commoning* (vgl. Kratzwald 14.11.2013), die Menschen, die sie ausführen *Commoners* (ibid.). „Commons sind Räume, in denen wir gemeinsam mit anderen unsere Lebenswelt gestalten, das herstellen, was wir zum Leben brauchen und alle über das bestimmen, was sie betrifft“ (Kratzwald o.J.). Diese Räume funktionieren jenseits von Markt und Staat (Kratzwald 2012: 4).

Das deutsche Wort *Allmende* entspricht dem Begriff der Commons weitgehend. Darunter wird ein Gemeindegut verstanden, häufig bezogen auf die Gemeinschaftsnutzung von Land (Duden online). Allerdings wird es zumeist historisch und im Zusammenhang mit natürlichen Ressourcen gebraucht, was der heutigen Vielfältigkeit seiner Anwendung nicht gerecht wird.

Im Mittelalter wurden bestimmte (landwirtschaftliche) Flächen, die im Besitz des Adels, teilweise auch der Dorfgemeinschaft, waren, von den Mitgliedern der Dorfgemeinschaft gemeinschaftlich bewirtschaftet. Eine der ersten schriftlich belegten Systeme von Commons (Allmenden) schrieb die Magna Carta fest, die im 13.

Jahrhundert die Nutzung des Waldes und von Ländereien durch die landlose Bevölkerung in England regelte (Kratzwald: 14.11.2013). Die Verwaltung der Allmende war durch verschiedene Regeln bestimmt, die den Menschen, je nach Stand, unterschiedliche Nutzungsrechte zuwies (Taborsky 2008: 65). Die Allmendenordnung implizierte vielerlei Ungerechtigkeiten und war bei weitem nicht perfekt (ibid.:67). Ihre gemeinschaftliche Nutzung brachte und bringt auch Konflikte mit sich (ibid.: 69). Nichtsdestotrotz hatten auch Familien niedrigen Standes so eine Überlebensbasis (Taborsky 2008: 65). Solche Regelungen gab und gibt es in den unterschiedlichsten Ländern. Vielerorts wurden und werden die Allmenden jedoch aufgelöst, um so intensivere Landwirtschaft zu betreiben oder, um neue Weideflächen für Vieh zu schaffen. Viele Allmendeflächen wurden so privatisiert, eingezäunt und zusammengefasst, wodurch die Ungleichheit innerhalb der Gemeinschaft rasant stieg (ibid.: 66).

Elinor Ostrom hat ihr wissenschaftliches Werk der Erforschung der *Commons* gewidmet und erhielt dafür im Jahr 2009 den Nobelpreis für Wirtschaft. Sie hat untersucht, unter welchen Bedingungen Menschen in einer Gemeinschaft zusammenarbeiten können, so dass alle davon profitieren und die Ressource fortbesteht. Dabei ist zu sagen, dass lokal begrenzte und leicht zählbare Ressourcen im Vergleich zu großflächigen oder nicht fassbaren einfacher als Commons zu verwalten sind (Dietz et al. 2003: 1908; Ostrom et al. 1999a: 281). Weiters spielt die konkrete Zusammensetzung der Gruppe eine große Rolle- von ihrem sozialen Engagement (sprich von ihren Investitionen in soziales Kapital, von „Trittbrettfahrer_innen“ bis Altruist_innen) bis hin zu ihren kulturellen Prägungen (Ostrom et al. 1999a: 279, 281). Auch die Frage des gegenseitigen Vertrauens ist essentiell (Vollan/Ostrom 2010: 923f.). Zudem kommt die Autorin u.a. zu dem Schluss, dass es ein Mindestmaß an Reziprozität braucht. Darunter versteht sie ein System von Konsequenzen, bei dem positives Engagement innerhalb der Gruppe belohnt wird und negatives bestraft (Ostrom 1999: XIX). Wie diese Konsequenzen im Detail aussehen, muss jede Gruppe für sich entscheiden und ist stark abhängig davon, um was für eine Art der Ressource es sich handelt. Speziell nennt Elinor Ostrom dreierlei Konfliktfelder von Gemeingütern (vgl. auch Taborsky 2008: 70f.): 1) das Bereitstellungsproblem, 2) das Problem der glaubwürdigen Selbstverpflichtung, 3) das Problem der gegenseitigen Überwachung. Um diesen Problematiken vorzubeugen, gilt es die Nutzung genau zu regeln. Dafür

erstellt Ostrom ein Set von Kriterien, deren Beachtung bei der Organisation von Commons wesentlich zum Funktionieren beitragen (Ostrom 1999: 117f.; Dietz et al. 2003: 1908-1910; siehe auch: Taborsky 2008:70f., Kratzwald 2012: 4f.): 1) Es braucht einen genau definierten Rahmen: Das Ausmaß der *common pool resource* (CPR) sowie die Anzahl und Identität der Gruppenmitglieder mit Nutzungsrecht müssen festgelegt werden. 2) Aneignung, Verfügbarkeit und die örtlichen Gegebenheiten müssen aufeinander abgestimmt sein. 3) Entscheidungen müssen in der Gemeinschaft zusammen, unter Beteiligung aller Interessensgruppen, getroffen werden. 4) Es braucht eine Form der Kontrolle (Monitoring). 5) Es ist notwendig unterschiedliche graduelle Konsequenzen für unterschiedliches Fehlverhalten festzulegen und umzusetzen. 6) Die Gemeinschaft braucht leicht zugängliche Strategien und Strukturen, um Konflikte zu lösen; 7) Die institutionellen Regelungen sollten komplex, redundant und auf mehreren Ebenen angelegt sein. 8) Es braucht, vor allem bei großen Systemen, vielfältige Institutionen (von Grass-Root-Organisationen über Märkte bis zu hierarchischen Strukturen), die miteinander interagieren. Auch staatliche Rahmenbedingungen sollten in einem Mindestmaß berücksichtigt werden.

Commons zu schaffen und zu etablieren bedeutet nicht notwendigerweise Staat und Markt auszuschließen, trotzdem funktionieren Commons kleinräumig sehr gut jenseits von Staat und Markt, teilweise können staatliche Institutionen und lokale Märkte trotzdem auch in das Regelwerk aufgenommen werden (Kratzwald: 14.11.2013). Jedoch sollen eine Institutionen-vielfalt und die Fähigkeit zur Eigenverantwortung und Gemeinschaftshandlung der Menschen aufgezeigt und gelebt werden (ibid.). Brigitte Kratzwald zufolge sind die Commons der Versuch einer Antwort auf ungelöste Fragen in unserer Gesellschaft: „Wie können wir so produzieren, dass alle ihre Bedürfnisse befriedigen und ihre Fähigkeiten entfalten könne, dass die Ressourcen nicht übernutzt werden, aber auch nicht durch Nichtnutzung verschwinden und alle die Möglichkeit haben, mit zu bestimmen?“ (ibid.). In diesem Sinne sind die Prämissen des Commoning: die Erfüllung von Bedürfnissen anstelle von Gewinn; anstatt auf Basis eines Gleichwertsystems zu tauschen, trägt jede_r zum System bei, wann und was er/sie kann; es geht um Kooperation statt Konkurrenz; es wird geteilt, was teilbar ist; Besitz wird höher bewertet als Eigentum und auf diesem Weg geht es „von der Knappheit zur Fülle“ (ibid.). Trotz aller Schwierigkeiten, ist, laut Ostrom, die Zeit gekommen auch die

globalen Ressourcen als Commons zu behandeln und zu reglementieren, denn nur so kann ihr Erhalt über Dauer garantiert werden (Ostrom et al 1999a: 278,281).

„Eben dies ist das Prinzip der Allmende: Jeder geht pfleglich mit ihr um, weil sie allen gehört. Wenn ich vor Ort, dort, wo ich bin, subsistenzorientiert lebe, dann nehme ich niemandem anderswo [auch nicht andernzeits] auf der Welt etwas weg, dann trage ich zum eigenen wie zum Wohlstand aller bei“ (Bennholdt-Thomsen 2011: 264).

3.5 Garten als Raum in der Stadt

„Raum“ war, im Gegensatz zu „Zeit“, lange ein Stiefkind der Soziologie. Raum wurde als gegeben angenommen, als Container für alle möglichen (physikalischen und materiellen) Inhalte rezipiert, aber lange nicht als soziales Konstrukt wahrgenommen. So sah etwa auch Immanuel Kant Raum und Zeit als Voraussetzungen für Existenz und Erfahrung als gegeben an (Löw 2001: 9, 25, 130). Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begannen Soziologen Raum als sozial konstruiert und somit auch in Wechselbeziehung mit der menschlichen Praxis, mit dem menschlichen Handeln zu sehen. Henri Lefebvre verstand, als einer der ersten, die Wichtigkeit der Wechselbeziehungen zwischen Raum und Gesellschaft für das Verständnis beider. Deshalb entwarf er *die Theorie der Produktion des Raumes* (Schmid 2005: 13).

Die Produktion des (städtischen) Raumes passiert Lefebvre zufolge, durch die gesellschaftliche Praxis und ist so Ergebnis eines Zusammenspiels unterschiedlicher sozialer Dimensionen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit wird hier jedoch auf eine genaue Analyse dieser verzichtet. Essentiell ist jedoch, „dass sich ‚Raum‘ nur aus der jeweiligen Gesellschaft heraus erschliessen [sic!] und verstehen lässt. Der Raum ist ein soziales Produkt, eine von Menschenhand geschaffene ‚zweite Natur‘“ (Schmid 2005: 30). Diese kann nur ausgehend von einer historischen Analyse verstanden werden (ibid.).

Lefebvre geht davon aus, dass die (französische) Gesellschaft zum Zeitpunkt seiner Beschäftigung mit der Produktion des Raumes bereits vollständig urbanisiert ist. In einer solchen urbanisierten Gesellschaft ist das Charakteristische der Stadt in ihrer Zentralität zu sehen. Denn sie liegt in der Mitte, zwischen den beiden anderen Ebenen. Die Stadt vermittelt zwischen den Prozessen der globalen, allgemeinen Ebene, die aus der Ferne eine Ordnung vorgibt (in Form des (National-) Staats oder des Weltmarkts) und jenen Prozessen der privaten Ebene, der nahen Ordnung des Alltagslebens (einer

Art Alltagspraxis). Die Stadt liegt also dazwischen und ist so ausgezeichnet durch ihre Zentralität (Schmid 2005:20).

Ausgehend von der Theorie der Produktion des Raumes Lefebvres, entwarf Martina Löw ein handlungsorientiertes Raummodell. Sie bestätigt, dass Raum durch soziale Prozesse (re-) produziert wird, entwickelt aus dieser Erkenntnis jedoch eine Handlungsperspektive. Löw sieht Raum als „relationale (An)Ordnung“ (Löw 2001: 130f., 155) von sozialen Gütern und Organismen. Sie schreibt „(An)Ordnung“, um beide Bedeutungssphären des Begriffs gleichzeitig vereint zu repräsentieren. So herrscht eine Ordnung im Raum (Ordnungsdimension), diese muss gleichzeitig aber auch produziert werden, was den Handlungsspielraum des Menschen eröffnet (Handlungsdimension) (ibid.: 131, 155). So wirken sich die Bewegungen der Organismen im Raum auf diesen aus und transformieren ihn kontinuierlich. Aber auch unbewegte, soziale Güter wirken sich auf den Raum aus- durch ihre Geräusche, Gerüche, Farbgebung und nicht zuletzt ihre Raumeinnahme. Um Raum zu verstehen, muss er in den Beziehungen zwischen Mensch und sozialen Gütern gesucht werden. „Die Untersuchung von Räumen erfordert also, die Verknüpfungen sowie die verknüpften Elemente zu betrachten“ (Löw 2001: 155). Dabei ist zu beachten, dass die Wahrnehmung des Menschen Raumelemente gruppiert und kategorisiert und so zu Einheiten gebündelt wahrnimmt. „[...] nicht nur einzelne soziale Güter oder Menschen [werden] zu Räumen verknüpft [...], sondern [es werden] auch Ensembles derselben zusammen wie ein Element wahrgenommen [...]“ (ibid.). So ist ein Stadtteil in seiner Eigenschaft als Konstrukt von Beziehungen zwischen sozialen Gütern und Menschen als eigenständige Kategorie wahrnehmbar und steht trotzdem zugleich in Beziehung zu den übrigen Stadtteilen, die zusammengefasst der übergeordneten Raumkategorie „Stadt“ angehören (ibid.).

3.5.1 Das Recht auf Stadt

Henri Lefebvre forderte erstmals 1974 „Le droit à la ville“⁴ zu Deutsch „Das Recht auf Stadt“. Später führte er auch andere Formulierungen an, wie etwa das Recht auf die Straße, oder das Recht auf die Zentralität (Schmid 2005: 184). Die eigentliche Forderung blieb dabei allerdings unverändert, Lefebvre verstand darunter: „das Recht, nicht aus der Gesellschaft und der Kultur in einen Raum abgedrängt zu werden, der zum

⁴ Lefebvre, Henri (1974): Le droit à la ville – französische Originalausgabe 1968

Zweck der Diskriminierung produziert wurde“⁵ (Lefebvre 1974: 42 gefunden bei Schmid 2005: 184). Speziell meint er damit das Recht auf „eine erneuerte Zentralität, [also] Orte des Zusammentreffens und des Austausches, auf Lebensrhythmen und eine Verwendung der Zeit, die einen vollen und ganzen Gebrauch dieser Momente und Orte erlauben“⁶ (1974: 146 bei Schmid 2005: 184). Die Menschen müssen demnach das Recht haben, sich selbstbestimmt an Orten zu bewegen, sich aufzuhalten, gleichzeitig müssen sie aber auch die Orte selbst mitbestimmen können. Lefebvre zufolge ist das nicht gegeben, deshalb fordert er „[...] das Recht auf ein transformiertes, erneuertes urbanes Leben. Das Urbane, der Ort der Begegnung, die Priorität des Gebrauchswertes, muss eine morphologische Basis, eine praktisch-sinnliche Verwirklichung finden“⁷ (Lefebvre 1974: 121 nach Schmid 2005: 184). Das bedeutet in der Folge, dass Stadt, die durch die vorgegebene Raumgestaltung, so wie sie existiert, Menschen einschränkt, hierarchisierend ist. Deshalb muss sie revolutioniert werden. „Zentral ist hierbei, das Urbane in seiner Bewegung, als Prozess, zu begreifen [...] Die neue Stadt kann nur aus der Bewegung der Urbanisierung heraus entwickelt werden“ (Schmid 2005: 185).

3.5.2 Gemeinschaftsgärten als urbane Zwischenräume

Ausgehend von den Überlegungen Lefebvres und Löws ergibt sich ein besonderes Verständnis von Stadt, als Ort des gesellschaftlichen Wandels. „Stadt als Experimentierräume“ formuliert Lange (2011: 111). Die Stadt bietet fruchtbaren Boden für gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Dabei bezieht er sich konkret auf die Möglichkeiten, die in der Raumordnung der Stadt (er analysiert hier insbesondere Berlin), in ihren vernachlässigten Räumen, in ihren Zwischenräumen entstehen konnten: “[D]ie unregelmäßigen Raumfragen von Industriebrachen sowie Wohnungsleerstände begründeten und eröffneten neue Verwertungsformen“ (ibid.). Diese, oberflächlich gesehen, ungenutzten Räume ziehen Kreative an, sogenannte „Culturpreneure“ (ibid.), also Menschen, die selbst aktiv werden, aus leeren Nicht-Orten (Augé) wieder Orte schaffen. Um ihr Wirken nachzuvollziehen heißt es

„von einem Ortsverständnis auszugehen, bei dem systematisch unvollständige, definitionsbereite und strukturell offene Teilöffentlichkeiten sowie Teilzuständigkeiten vorherrschen: Orte [...] erscheinen hier als temporäre kommunikative Arenen, die als Produkt exakt an der Schnittstelle zwischen Öffentlichkeit und Privatraum, zwischen Arbeit und Freizeit/Familie, zwischen Kunst

⁵ Schmid zitiert hier aus Lefebvres „Die Zukunft des Kapitalismus“ in der deutschen Version, erschienen 1974

⁶ Lefebvre, Henri (1974): *Le droit à la ville* – französische Originalausgabe 1968

⁷ Lefebvre, Henri (1974): *Le droit à la ville* – französische Originalausgabe 1968

und Ökonomie, zwischen Hoch – und Subkultur positioniert werden, um als strukturelle Zwischenräume Freiheitsgrade und Optionsräume zu erschließen [es herrscht die] bewusste Unbestimmtheit“ (Lange 2011: 112f.).

Diese (Raum-) Kultur des *Dazwischen* hat auch Auswirkungen auf ihre Bewohner_innen, auf ihre Nutzer_innen, auf die Gesellschaft. Sie passt nicht in die Sicherheitssysteme staatlicher Kategorien und so ist das Leben in solchen Zwischenräumen geprägt durch Unsicherheiten, Flüchtigkeiten und Experimentalcharakter (ibid. 113). Dieser raumgesellschaftliche Prozess schlägt sich unter anderem auch in den urbanen Gärten nieder. Cordula Kropp betrachtet das Gärtnerische Tun im städtischen Freiraum als eine Form „des kollektiven Place-Makings“ (Kropp (2011: 84 mit Bezug auf Cool et al. 2004). „Als kreative Form lokaler Selbststeuerung zielt dieses im Rahmen von zivilgesellschaftlichem Engagement und der ortsbezogenen (Wieder-) Einbindung lokaler Akteure darauf, endogene Potenziale für die Nutzung kollektiver Raum(güter) und räumlicher Identitäten zu generieren“ (Cools et al. 2004: 74f. gefunden bei Kropp 2011:84). Die Gartenräume können in dieser Sichtweise nur aus der aktiven und sich in kreativ reflexiven Prozessen erneuernden Zusammenarbeit von Menschen geschaffen werden (Kropp 2011: 84).

Die Gemeinschaftsgärten sind durch Menschen gestaltet, ebenso wie die Stadt um sie herum und sind damit vor allem soziale Räume. Sie entstehen in Zwischenräumen, zwischen Häusern und Straßen, entlang von Bahngleisen oder zwischen zwei Bauvorhaben. Durch die gemeinschaftsgärtnerische Aktivität werden diese städtischen „Brachflächen [...] von Unorten zu attraktiven Orten“ (Werner 2011: 59) „Diese Verwandlung ist ein faszinierender Prozess der gegenseitigen Anverwandlung, denn nicht nur die Flächen, sondern auch die Personen, die sie beherbergen, verändern sich dabei“ (ibid.). Jede Handlung, jede Positionsveränderung der Menschen im Garten verändert ihn, jede neue Pflanze, jeder neue Gegenstand. Genauso prägt jedoch der Garten die Menschen in ihm. Es gibt keinen Stillstand, der Garten wächst und verändert sich unaufhörlich in einer kontinuierlichen Metamorphose, die auf alle Elemente des Gartens wirkt, eben auch die menschlichen. Zeit ist deshalb ein wichtiger Faktor für die Schaffung eines Gartens, denn morgen wird er schon nicht mehr derselbe sein wie heute. Ganz im Sinne Löws entsteht hier ein Handlungsspielraum, der die ständige Neuausrichtung des Gartenraums in seinen Funktionen erlaubt.

Was für ein Raum hier genau entsteht, kann oft nicht präzise definiert werden. Er ist öffentlich, aber doch nicht für alle zugänglich, er kann als Erweiterung des eigenen Wohnraums gesehen werden, er wird von einer bestimmten Gruppe genutzt und bepflanzt, ist aber auch nicht privat. Die Gartenbewegung vollzieht sich einerseits lokal auf einem ganz konkreten eingegrenzten Stück Land in der Stadt- dem Garten. Andererseits ist sie breitenwirksam in den (sozialen) Medien vertreten und vernetzt.

Trotzdem ist ein Garten ein spezifischer *eigener* Raum, bestehend aus speziellen Systemen von Beziehungen und sozialen Gütern. Er lässt sich klar von der ihn umgebenden Stadt differenzieren und doch steht er in ständiger Wechselwirkung mit ihr, ist Teil von ihr (Löw 2001: 155; Werner 2011: 59). Werner formuliert das mit scheinbaren Anklängen an Lefebvre so: „[Die Gärten sind] mit dem sie umgebenden Nahen und Fernen auf vielfache Weise verbunden und vernetzt. Diese Spannung aus Be- und Entgrenzung bestimmt die sozioräumliche Dynamik dieser Projekte“ (Werner 2011: 59). Die Gemeinschaftsgärten sind weder ganz öffentlich noch ganz privat- ihr Wesen liegt dazwischen. Werner beschreibt sie deshalb als heimatlos und nomadisch, gleichzeitig lokal und transnational-global (ibid. 2011: 72f.). Die Gemeinschaftsgärten liegen zwischen solchen Konzepten, als „Orte verschieden-artiger Präsenz“ (Werner 2011: 59), der Gleichzeitigkeit, Hybridität und des *Dazwischens*.

Für Christa Müller ergibt sich aus eben dieser dynamischen Eigenart, der sozialen Effektivität und Prägung der Gemeinschaftsgärten und ihrer auffälligen Andersart im Stadtgefüge (nach Löw), „die Funktion des Gartens, den Blick zu irritieren (Garten in der Stadt passt nicht ins Bild), [und so] neue Lesart von Stadt aufzuzeigen“ (Müller 2011: 37).

4 Die aktuelle Gartenbewegung im urbanen Raum

Doch zurück zur Stadt mit ihren Gärten. Urban Gardening - damit ist heute die Kultivierung von überwiegend Nutzpflanzen im städtischen Raum im Rahmen von Gemeinschaftsgartenprojekten gemeint. Es hat allerdings schon immer eine enge Verknüpfung von Landwirtschaft, Garten und Stadt bestanden. Städte existieren nur, wo es zumindest bei der Gründung, genug Ressourcen gab (Lohrberg 2011). Es mussten Überschüsse produziert werden, die dann an die Stadtbevölkerung abgegeben werden konnten. Außerdem hat Landwirtschaft in Städten und in ihrem unmittelbaren Umfeld immer existiert. Die sogenannten „Ackerbürger“ bebauten ihre Äcker innerhalb der Stadtmauern zu Subsistenzzwecken, aber auch für den Verkauf (Meyer-Renschhausen 2011: 320). Zu Zeiten der Industrialisierung, als große Teile der Landbevölkerung in die Städte strömten und Armut sich in der Arbeiterschicht ausbreitete, blieben solche Selbstversorgungsgärten notwendig- es kam zur Neugründung von Gartenstrukturen im städtischen Raum. Eine der bekanntesten dieser Ideen ist die des Schreber-Gartens, der im 19. Jahrhundert in Leipzig entstand (Krasny 2012: 10f.; Deutsches Kleingärtnermuseum). Mehr zum Zusammenhang zwischen Garten und Ernährungssicherung wird im Kapitel 3.2.1 erläutert. Erst in den letzten Jahrzehnten des Wirtschaftsaufschwungs der Nachkriegszeit und im darauffolgenden Prozess der Neoliberalisierung fallen genau diese landwirtschaftlichen Nahversorgungsflächen im urbanen Raum dem Wachstum der Städte zum Opfer. Doch auch hier beginnt ein Umdenken: Dank der zahlreichen Gartenbewegungen im städtischen Raum, existieren Projekte, wie etwa in der Seestadt Aspern oder in München Freiham (Müller 2011: 41ff.; Referat für Stadtplanung und Bauordnung Landeshauptstadt München), in denen neue Ideen realisiert werden. Ein Versuch Landwirtschaft und Gärten in die neue Stadt zu integrieren. Ziel dabei ist es nicht *Stadt* abzumildern, ganz im Gegenteil – Stadt soll vielfältiger, intensiver, dichter (Müller 2011: 42), er – und *belebbar* gemacht werden. Natur wird in die Stadt inkorporiert und in der Stadt erfahrbar. Die Entwicklung geht also weg von der Grünfläche, die der Stadt einen ästhetischen Kontrastton bietet, und hin zu der *Grün-Erfahrung*.

Es koexistieren die unterschiedlichsten Formen urbaner Gärten, entsprechend variieren auch deren Bezeichnungen. So wird neben Urban Gardening auch von *Urban*

Agriculture, Urban oder *City Farming* gesprochen. Allein die durch den Gartenpolylog-Verein gelisteten Projekte in Wien führen die verschiedensten Namen- vom Interkulturellen Garten bis hin zum, zumindest dem Namen nach, urwienerischen Grätzlgarten (vgl. gartenpolylog). Auch das Schlagwort „produktive Stadtlandschaft“ ist immer wieder zu vernehmen. Zu dieser Namensvielfalt kommt zusätzlich ein unüberschaubarer Reichtum an unterschiedlichen *Praktiken*. Der gleiche Name ist jedenfalls kein Garant für die gleiche Beschaffenheit der Projekte.

Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Projekte sind einerseits ihre organisatorische Form, sprich, die Zusammensetzung und Zugangsbeschränkungen bzw. –möglichkeiten für Neuzugänge, also der Grad ihrer Öffentlichkeit und ihre konkrete Zielsetzung. Andererseits spielen auch die zeiträumlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen eine große Rolle. Zunächst einmal muss hier die Frage der rechtlichen Absicherung des Projekts gestellt werden. Gibt es Verträge, die die Nutzung der Fläche regeln? Für welchen Zeitraum? Zuletzt spielt auch der zeitgeschichtliche Rahmen eine Rolle für die Einteilung der Projekte.

Dabei ist generell zu bedenken, dass die Ausführung eines Projektes nicht immer der Zielsetzung und den Bestrebungen entsprechen kann. Etwa zwingen gesetzliche Bestimmungen oder Konditionen der Grundbesitzer die Projekte mitunter dazu, Maßnahmen zu ergreifen, die häufig deren ursprünglichen Idealen widersprechen oder kostspielige professionelle Hilfe verlangen, die konträr zur „Selbstermächtigung- und Improvisationslogik“ vieler Gärten steht. Zum Beispiel wird von Gemeinschaftsgärten in Wien, die auf den Flächen im Besitz der Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) entstehen, grundsätzlich die Errichtung eines Zaunes verlangt, um Haftungsfragen zuvorzukommen. Dies war etwa der Fall im Grätzlgarten 9 (Stummer-Kolonovits/Bolz 16.10.2013). Auch den Gesetzen zum Baumschutz, unter gleichzeitiger Berücksichtigung präventiver Maßnahmen zur Abwendung einer möglichen Gefährdung, die durch alten Baumbestand verursacht werden kann, gilt es gerecht zu werden. So mussten die Bäume im Nachbarschaftsgarten Macondo aufwendig geprüft und teilweise durch professionelle Unternehmen gefällt werden, bevor die Anlegung des Gartens dort erlaubt wurde (Coca-Domínguez 24.10.2013).

4.1 Formen urbanen Gärtnerns weltweit und ihr Vorkommen in Wien

Im Folgenden sollen nun einige wichtige Erscheinungsformen von Urban Gardening weltweit kurz vorgestellt. Erst danach werden, ausgehend von der Studie der verschiedenen Projekte, eine Verallgemeinerung getroffen und eine Definition gebildet. Die Vorgehensweise bei der Definitionsfindung ist somit induktiv.

4.1.1 Guerrilla Gardening

Die New Yorker Gemeinschaftsgärten, die in den 1970er Jahren entstanden, werden in der Literatur zumeist als das erste breitenwirksame moderne Gemeinschafts-Stadt-Garten- Phänomen rezipiert (vgl. Kletzer 2011: 6; Grünsteidel 2000: 125). Es gab jedoch auch schon zuvor einige zivilgesellschaftliche Bewegungen in den USA, die sich für Gärten bzw. Parks einsetzten. Die wohl bekannteste Bewegung ist der als „*Power to the People –Park-Protest*“ bekannte Studierendenprotest in Berkeley Ende der 1960er Jahre, der sich für die Erhaltung des Parks und gegen die Bodenversiegelung zwecks der Errichtung eines Parkplatzes stellte (Lanzinger: 16.10.2013). Stattdessen sollte ein „*Place for free speech and free love*“ entstehen (Geldmacher (o.J.):4). Die Proteste hatten damals Erfolg und der People’s Park blieb erhalten.

Auch die Anpflanzung von *Guerilla Gardens* in New York hatte einen Protestcharakter. Schon der Name Guerilla verweist auf den Widerstand, gegen den Staat und die herrschende Gesellschaftsordnung, denn er nimmt Bezug auf das spanische Wort *guerilla*, was zu Deutsch so viel wie „kleiner Krieg“ bedeutet. Darunter versteht man eine Serie kleinerer, scheinbar unkoordinierter Attacken durch kleine Gruppe von *Guerillakämpfern*, den *guerilleros* anstelle des Einsatzes großer Truppen (Reynolds 2010: 12). *Guerilla Gardening* bezeichnet

„Gartenprojekte und Pflanzeninterventionen, die mit konstruktiven Strategien auf zunehmende Verarmung und Vereinzelung, Ressourcen – und Machtmonopolisierung, Privatisierung von öffentlichem Raum, klimatische Veränderungen und verschiedene Formen des Ausschlusses von gesellschaftlichen Gruppen reagieren“ (Von der Haide et al. 2011: 266).

In der Nachkriegszeit wanderten viele Bürger New Yorks in die Vorstadt ab, während die inneren Stadtteile zunehmend verarmten. Die Lage wurde noch durch die Erhöhung der städtischen Grundsteuer verschärft, was zur Aufgabe vieler Gebäude führte (Graf 2011: 10). Die Stadtverwaltung riss diese zumeist nieder, wodurch Brachen entstanden. Zusätzlich wurden die infrastrukturellen und Erhaltungsleistungen der Stadt zurückgefahren, was zur Folge hatte, dass viele Viertel zusehends verwahrlosten. Es

waren die Anrainer_innen der New Yorker Armenviertel, die sich in den 1970ern im Kontext von Studierendenprotesten gegen Vietnam und der Ölkrise der Sache schließlich annahmen, allen anderen vorweg Liz Christy, die als Gründerin der Guerilla Gardening–Bewegung gilt. Mit Mitteln wie *Seedbombing* (vgl. Graf 2011:7, Anleitung zum Basteln für „Saatbomben“ vgl. Reynolds 2010:108f.) erschlossen sich die Aktivist_innen aus den betroffenen Vierteln in gemeinschaftlichen, dezentralen, zunächst spontanen Aktionen brachliegende und vernachlässigte Flächen in ihrer Umgebung, säuberten und begrüntem sie- gleich ob die Flächen frei zugänglich oder hinter Zäunen versteckt lagen, ob sie in öffentlicher oder privater Hand waren. Dabei stand zum einen das Anliegen der Verschönerung *ihrer* Lebenswelt „Stadt“ im Vordergrund. Guerilla Gardening ist hochgradig politisch- das frische Grün in der grauen Stadtlandschaft ein Schrei nach Selbstbestimmung, ganz im Sinne eines „Rechts auf Stadt“, wie es von Henri Lefebvre (1974) gefordert und von David Harvey (2013) aufgegriffen wird. Durch die unerlaubte Ermächtigung wollten sie aber zugleich auch das Augenmerk der Öffentlichkeit sowie der Behörden auf die sozialen, finanziellen und kulturellen Missstände der Viertel lenken und die Ausschlussmechanismen von Eigentumsregelungen in Frage stellen (Graf 2011:7). Richard Reynolds definiert Guerilla Gardening in diesem Sinne als „Die unerlaubte Kultivierung von Land, das jemand anderem gehört“⁸ (Reynolds 2010:12; vgl. Reynolds: Online). Weiter schreibt Reynolds: „Guerilla Gardening ist eine ökologische Bewegung“ (Reynolds 2010: 17). Nicht alle Autor_innen schließen sich dieser Definition an und viele kritisieren gerade Reynolds, da seine Aktionen häufig als pure Verschönerungsmaßnahmen ohne politische Schärfe gesehen werden (Graf 2011: 12). David Tracey legt seine Definition breiter aus, indem er auch legale Aktivitäten einschließt (Tracey 2007 nach Graf 2011: 8). Viele Guerilla Gärtner_innen lehnen diese Betrachtungsweise jedoch ab. Durch die Gegenüberstellung der unterschiedlichen Begriffe von Guerilla Gardening kommt Graf zu dem Schluss, dass der wichtigste Aspekt des Guerilla Gardening die Selbstbestimmung und die politische Aktion seien (Graf 2011: 8f.). Sie schreibt weiter, dass die Einholung einer offiziellen Erlaubnis zum Bepflanzen eines Areals genau diesem Aspekt grundlegend widerspräche (ibid.: 9) und kommt schließlich zu einer sehr handlichen Definition dieser Gärtnerpraktik, die ich hier aufgreifen möchte: „Guerilla Gardening ist die selbstbestimmte, selbstorganisierte Aneignung und Nutzung nicht

⁸ im Original in Majuskeln

privat-eigener Räume unabhängig von Nutzungsbestimmungen und gesetzlicher Legalität“ (ibid.9). Damit ist die Abgrenzung zu anderen, teilweise nachfolgenden Entwicklungen Urbaner Garten Praktiken, wie etwa den direkt daraus resultierenden New Yorker *Community Gardens*, klarer.

In Wien existiert nur ein Guerilla-Garten-Projekt mit Bestand, nämlich der Längenfeldgarten. Entstanden aus der „illegalen“ Bepflanzung des Terrains, ist mittlerweile aber auch dieser umzäunt. Von den Behörden wurde der Längenfeldgarten akzeptiert, wenn die dort tätigen Gärtner_innen auch nach wie vor Förderungen seitens der Stadt bestimmt ablehnen (vgl. Graf 2011).

4.1.2 Community Gardens in New York

Aus den spontanen Guerilla Pflanzaktionen entwickelten sich in New York im Laufe der Zeit die sogenannten *Community Gardens*. Aufgrund der prekären Lebenssituation der hier beteiligten Menschen im Kontext der Weltwirtschaftskrise der 1970er Jahre spielte in den Community Gardens auch der Subsistenzaspekt eine wichtige Rolle. Es wurden häufig Nutzpflanzen angebaut, um so die aufgrund der Ölkrise der 1970er Jahre gestiegenen Lebenshaltungskosten zu senken (Kletzer 2008: 6ff.). Dies ist einer der Gründe für die massive positive Rezeption und Reproduktion, die das Projekt der Community-Gardeners gerade in benachteiligten Vierteln erfuhr – die Gärten gaben den Stadtbewohner_innen die Möglichkeit, einen Teil ihrer Versorgung selbst zu übernehmen. Gleichzeitig fanden Arbeitslose eine sinnvolle Beschäftigung, für die sie mit Anerkennung und sichtbarem Erfolg belohnt wurden (vgl. Taborsky 2008: 84ff.). Die Ernte aus den Stadtgärten wurde und wird teilweise auch auf städtischen Gemüsemärkten verkauft und an soziale Einrichtungen, wie etwa Armenküchen, übergeben (Meyer-Renschhausen 2004: 154ff.). Dabei muss jedoch eingeschränkt werden, dass der tatsächliche wirtschaftliche Nutzen der Gärten für die Stadtbevölkerung kaum erfassbar ist (Kletzer 2008: 6).

Die New Yorker Community Gardens werden, wie die allermeisten Gemeinschaftsgartenprojekte, von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) umgesetzt und koordiniert. Bis heute besteht beispielsweise die Organisation *Green Guerillas*, die eine Plattform für viele bestehende und angehende Gartenprojekte und andere Organisationen in diesem Tätigkeitsbereich bietet. Die Organisation drückt in ihrem

Profil explizit ihre Abneigung gegen jede Art von Diskriminierung aus. Sie will offen für alle Stadtbewohner_innen sein. Die *Green Guerrillas* bestehen seit den frühen 1970er Jahren, als eine ihrer Gründer_innen, Liz Christy, gemeinsam mit anderen die ersten „seed green-aids“ (vgl. Green Guerillas; üblicherweise als „seed-bombs“ bezeichnet) über die Zäune auf ungenutzte Flächen warf. Seither hat sich die Struktur der Organisation stark verändert und koordiniert u.a. ein Netz aus über 600 Gartenprojekten in New York (ibid.). Trotz der ungebrochenen Beliebtheit und riesigen Nachfrage nach Einzelbeeten und Flächen für neue Gärten werden auch in New York viele Projekte von Bauvorhaben bedroht. Oftmals waren es die Gartenaktionen selbst, die zur Aufwertung der Stadtteile wesentlich beigetragen hatten und so den Verkauf der vormals städtischen Gründe an private Investoren im Zuge der Neoliberalisierung ermöglichten. Dieser Prozess der *Gentrifizierung* (vgl. Kapitel 4.6) ist häufig und muss im Kontext von urbanem Gärtnern immer bedacht werden. Das drückt auch die ehemalige Direktorin der städtischen Organisation *Green Thumb*, die sich als „the largest community garden program in the nation“ (Green Thumb) bezeichnet, in ihrem Beitrag in Meyer – Renschhausens Sammelband aus, auch wenn sie das Wort „Gentrifizierung“ in ihrem Beitrag nicht nennt (Stone 2002:159-177).

4.1.3 City Farming

Auch das Konzept des *City Farmings* entstand bereits in den 1970ern. Die Community Gardens dienten ihm als Impuls, jedoch handelt es sich um eine Weiterentwicklung dieser. Anders als die Gemeinschaftsgärten steht beim City Farming der pädagogische Aspekt im Vordergrund. Landwirtschaftliche Vorgänge sollen für alle nachvollziehbar gezeigt werden, auch die Möglichkeit des Selber- Ausprobierens besteht (Österreicher 2000: 163ff.).

Die ersten *modernen* City Farms - denn Landwirtschaft in der Stadt gab es seit jeher - entstanden in London, Großbritannien. Sie orientierten sich an bereits bestehenden Projekten in Skandinavien, den sogenannten „Jugend- und Familienbauernhöfen“ (Kletzer 2011: 8), die Bildungszwecken in urbanen Räumen dienten (Doron 2005: 57). Die britischen City Farm-Projekte ergänzten diese Idee um einen Ansatz der Nachbarschafts- und Selbsthilfe in benachteiligten Vierteln. Der Garten bzw. die Farm soll als Treffpunkt und Verknüpfungspunkt für die Mitglieder der Nachbarschaft fungieren sowie Raum für Erholung und Austausch bieten. Zusätzlich werden die

ökologische und landwirtschaftliche Bildung fokussiert und aktiv betrieben. Ähnlich wie in heutigen Gemeinschaftsgartenprojekten wurden verschiedene soziale Gruppen und Organisationen in die City Farmen eingeladen- Schulklassen, Bewohner_innen von Altenheimen, Behindertenorganisationen oder –werkstätten und alle anderen interessierten Anrainer_innen. Häufig wird der Anbau von Nutzpflanzen um die Haltung von Tieren erweitert. Das primäre Anliegen der Projekte ist die *Wiederherstellung* des Bezugs zwischen Lebensmittelproduktion, -verarbeitung und –verzehr, daneben wird vor allem auf die soziale, gemeinschaftsbildende Wirkung der Projekte gesetzt. In diesem Sinne zeichnen sich die Anlagen vor allem durch Schaubeeete aus, Einzelbeete sind dagegen selten (Österreicher 2000: 177f.).

In Wien ist in diesem Zusammenhang vor allem das Projekt der City Farm in Schönbrunn zu nennen. Auf einem Teil des Geländes des Schlossparks Schönbrunn, der Kaiserin Elisabeth als Rückzugsort diente, entstand zunächst das Projekt der Junior City Farmer, das 2012 mit dem dritten Preis der Sozialmarie für Soziale Innovation ausgezeichnet wurde. Es hatte zum Ziel, Kinder und Jugendliche, aber auch Pädagog_innen und andere Erwachsene, wieder in Kontakt mit dem Nahrungsmittelanbau zu bringen. Aufgrund des großen Erfolges wurde das Projekt verlängert und in die heutige City Farm umgestaltet. Schulklassen, Pädagog_innen und andere Interessierte können hier an Workshops teilnehmen und/oder Beete auch über längere Zeiträume betreuen. Dabei steht im Vordergrund zu zeigen, woher unsere Nahrungsmittel stammen, wie sie wachsen und wie man sie zu bekömmlichen und gesunden Mahlzeiten zubereitet (vgl. City Farm Schönbrunn).

Seit Herbst 2013 entsteht ein weiteres City Farm – Projekt, der Karlsruhgarten, an einem der zentralsten Plätze Wiens – dem Karlsplatz. Die Initiative beruht auf der Zusammenarbeit vom Verein KarlsGarten mit der Kunsthalle Wien und der AMS-Lehrwerkstätte Weidinger & Partner. Es soll ein Schaugarten errichtet werden, der den Besucher_innen verschiedene landwirtschaftliche Techniken näherbringen soll. Gleichzeitig soll das Projekt Ausbildungsstätte für Lehrlinge sein, wobei die Nahrungssouveränität und urbane Landwirtschaft zentrale Anliegen der Initiator_innen darstellen. Man darf gespannt sein, was im Frühjahr 2014 auf diesem urbanen Hotspot Wiens sprießen wird (Institutsgruppe/Studienvertretung Kultur- und Sozialanthropologie Oktober 2013).

4.1.4 Produktive Stadtlandschaften

Gemeinhin gilt die Annahme, dass urbane Landwirtschaft nie die gesamte Lebensmittelnachfrage einer Stadt decken kann. Betrachtet man aber das Ausmaß an innerstädtischer Nahrungsproduktion in bestimmten Städten Chinas oder Amerikas, so darf dies inzwischen bezweifelt werden. Gil Doron zufolge produzieren chinesische Städte 85% und mehr ihres Bedarfs an Gemüse innerhalb der Stadtgrenzen (ibid. 2005: 53). In diesem Sinne muss die Feststellung von eben erweitert werden: Vielleicht kann nicht der gesamte Lebensmittelbedarf einer Stadt regional gedeckt werden. Je nach klimatischen Bedingungen und angewandten Technologien ist dies jedoch zu einem Großteil sehr wohl möglich. Daher ist, egal ob in kommerzieller Größe oder als individuelle Anbauflächen, urbane Landwirtschaft aus mehreren Gründen wichtig. So schreiben etwa André Viljoen und Karin Bohn „Broadly speaking, commercial-scale production will be necessary if urban agriculture is to have a quantifiable impact on food supply, while personalised production is very significant from a social and behaviour change perspective“ (Bohn/Viljoen 2012:18). Die Autor_innen sehen die produktiven Stadtlandschaften sowohl als Antwort auf Knappheit, als auch als präventive Maßnahme gegen eben diese Situation (ibid.: 18). Als Architekt_innen und Stadtplaner_innen (etwa Bohn/Viljoen 2011) fordern sie die Umsetzung von *Continuous Productive Urban Landscapes* (CPULs), also produktiver Landwirtschaft, im städtischen Raum. „CPULs are coherently planned and designed continuous landscapes (a network of open green spaces) that are environmentally and economically productive“ (Doron 2005: 59). Sie liefern viele Vorteile für ihre Bewohner_innen und Gäste- von einer nachhaltigen mit geringeren Kosten verbundenen Lebensmittelproduktion über eine klimaausgleichende Wirkung zu einer Reduktion von Schadstoffen (ibid.; Bohn/Viljoen 2011: 155f.).

Landwirtschaft ist eine der wenigen Möglichkeiten, mit geringen Ressourcen Überfluss zu schaffen (Doron 2005:19). In Kuba hat sich die urbane Landwirtschaft klar aus einer Notlage, einer Ressourcenknappheit heraus entwickelt. Ihre Umsetzung und Lage ist berechnet und stellt die bestmögliche Realisierung unter den Konditionen der Knappheit dar. So ist die Lage der Produktionsstätten möglichst nah am Verbraucher, also regional, nicht eine ideologische, sondern eine pragmatische Überlegung (ibid. 19). Landwirtschaft in der Stadt hat immer auch einen visuellen Reiz, einen ästhetischen

Wert, trotz der vorrangig praktischen Funktion, der sie ursprünglich geschuldet ist. Neue Stadt-Land-Formen entstehen, die multifunktional sind und mehreren Ansprüchen einer modernen städtischen Gesellschaft gerecht werden. Auch deshalb lohnt sich die Einplanung von Äckern in der Stadt. Hier gilt: „[...]practice is outstripping policy“ (ibid.20). Denn es sind die Stadtbewohner_innen selbst, die die landwirtschaftliche Produktion in den Städten angefangen haben. Doch mittlerweile hat auch die Politik das Thema aufgegriffen. Sie holt auf und es entstehen immer mehr Pläne zur Integration von landwirtschaftlichen Modellen in den städtischen Raum- die oben genannten Pläne für Wien und München sind nur ein kleiner Teil davon. In diesem Sinne blicken die Autor_innen auch in die Zukunft:

„If urban agriculture continues to develop at the same rate as it has over the last decade, all the indications are that it has the opportunity now to anticipate scarcity, and if the economic and social infrastructure can be put in place to support it, we could build something far more abundant than envisaged by a romantic notion of ‘growing your own’. Urban agriculture might then answer scarcity by offering more experience with less consumption“ (ibid.:21).

4.1.5 Selbsterntefelder

In den äußeren Bereichen der Stadt Wien gibt es Selbsternteflächen, die entweder von der Stadt (Forstamt und Landwirtschaftsbetrieb der Stadt Wien -Magistratsabteilung 49) oder von Landwirt_innen rund um die Stadt angeboten werden. Für die Nutzung ist pro Saison ein Nutzungsentgelt zu bezahlen. Für das Jahr 2014 wird hier der Betrag von 115€ für eine Parzelle von 80m² in der Eßlinger Hauptstraße im Öko –Zentrum - Lobau angegeben (MA 49, Stand: 12.2013). Dafür werden die von der Stadt betreuten Flächen teilweise schon bepflanzt verpachtet. Andere Flächen stehen in Hietzing, Siebenhirten, Erlaa und Hirschstetten zur Verfügung (Stadtentwicklung Wien, Stand: 12.2013).

Damit sind die Selbsterntefelder, im Unterschied zu den anderen vorgestellten Projekten des Gärtnerns in der Stadt als Sonderfall zu betrachten. Denn hier geht es primär tatsächlich um den Anbau und die Ernte von kontrolliert biologischem und hochwertigem Gemüse und nicht, wie in den anderen, um das Gemeinschaftserlebnis (Appel et al. 2011: 128).

4.1.6 Essbare Stadt

Eine Art der *Produktiven Stadtlandschaften* stellt das Projekt der „Essbaren Stadt“ dar. Ihren Ursprung hat die Idee im englischen Todmorden (*Incredible Edible Todmorden*). Bald folgten Städte in anderen Ländern. Berühmtestes Beispiel in Deutschland ist Andernach, aber auch Kassel, Heidelberg und Freiburg haben ihre schmackhaften Seiten ausgebaut. Ziel der Stadtprojekte ist es, mithilfe von Permakultur-Techniken, möglichst energie- und ressourcensparsam, umweltschonend, regional und nachhaltig, Nutzpflanzen in der Stadt zu kultivieren. Die Homepage der Essbaren Stadt Kassel listet die Ziele und Strategien des dortigen Projekts unterteilt nach den Kategorien „ökologisch, sozial, ökonomisch“ auf. So sollen gleich mehrere Ziele erreicht werden. Zum einen soll die Aufmerksamkeit der Bürger_innen auf Themen wie Artenvielfalt, Klimaschutz, aber auch den ästhetischen Wert von Wildpflanzen gelenkt werden, zum anderen soll etwa ziviles Engagement gefördert werden und ein Beitrag zur Nahrungsmittelsicherheit geleistet werden (für die komplette Liste der Ziele vgl. Essbare Stadt Kassel). Außerdem zitiert die Projektleitung dort die Definition von Permakultur nach Christian Skiba, von der Plattform „cityfarmer“:

„Permakultur ist eine umfassende Planungs- und Gestaltungsmethode für nachhaltige, energieeffiziente Lebensräume. Permakultur-Systeme sollen dauerhaft und vielfältig nutzbar sowie produktiv sein und im Idealfall mit einem Minimum an Fremdenergie auskommen, indem es die vorhandenen Kräfte und Ressourcen nutzt. Die Funktion des Menschen soll dabei nicht die eines ständigen (Um-) Gestalters sondern eher die eines Initiators und Steuermanns des Systems sein. In die Planungen ("Designs") fließen standörtliche, energetische und soziale Faktoren sowie ihre Beziehungen untereinander ein“ (Essbare Stadt Kassel, Stand: 2013).

Für Schlagzeilen sorgt jedoch aktuell ein Permakulturprojekt aus dem US-amerikanischen Seattle, wo ein ganzer essbarer Wald - der Beacon-Food-Forest - inmitten der Stadt angelegt werden soll. Seit 2009 laufen die Vorbereitungen, 2014 soll der erste Teil des Waldes eröffnet werden (Beacon Food Forest, Stand: 2013).

Im Zusammenhang mit der Essbaren Stadt möchte ich auch die Online-Plattform mundraub.org nennen. Dort werden die genauen Fundorte von öffentlichen Obstbäumen, Beerensträuchern etc. im öffentlichen Raum in Karten eingetragen, damit diese von Bürger_innen gefunden und abgeerntet werden können. Auch für Wien existiert eine Karte mit verschiedenen Einträgen.

4.1 7 Interkulturelle Gärten

Die Interkulturellen Gärten entstanden in den 1990er Jahren in Göttingen durch eine Initiative einer Gruppe bosnischer Frauen, die als Flüchtlinge nach Deutschland gekommen waren. Sie gründeten 1996 den ersten dieser Gärten, um so in der Fremde ein Stück ihrer Heimat anbauen zu können. Das Projekt hatte bald großen Erfolg und fand viele Nachahmer. Binnen kürzester Zeit entstanden weitere Projekte in Göttingen, bald breitete sich das Konzept jedoch auch auf andere Städte und Länder aus. In Deutschland entstand auch die Stiftung Interkultur, die seit 2003 als Teil der Stiftungsgemeinschaft Anstiftung – Ertomis besteht (ibid.). Anstiftung - Ertomis widmet sich der Erforschung nachhaltiger Lebensstile, aber auch der aktiven Unterstützung von diversen Projekten, die darin ihren Zweck finden. Interkulturelle und Gemeinschaftsgartenprojekte zählen hier in vielfacher Weise dazu und so liegt ein starker Fokus der Stiftungsgemeinschaft auf urbanen Gärten. Im Zuge meiner Recherchen für diese Arbeit habe ich u.a. mit Gudrun Walesch (Interview am 11.11.2013) gesprochen, die sich in der Stiftung den Gemeinschaftsgartenprojekten widmet.

Interkulturalität ist ein vielschichtiger Begriff, der in dieser Arbeit leider nicht genauer definiert werden kann. Gemeinhin meint er das gegenseitige Lernen im gleichwertigen Austausch zwischen Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund. Dabei ist vorrangig ihre Herkunft aber auch ihre Sozialisierung gemeint. Im Kontext der interkulturellen Philosophie wird Kultur demnach zumeist als Referenzpunkt angegeben. Eine Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff der interkulturellen Philosophie findet sich beispielsweise in Hakan Gürses' Essay „Der andere Schauspieler“ (1998). In diesem Sinne können jedoch auch andere kulturelle und soziale Aspekte mit einfließen, da auch innerhalb einer Gruppe von Menschen gleicher Herkunft kulturell und sozial bedingte Unterschiede bestehen. In diesem Zusammenhang spielt die Definition von Kultur selbstverständlich eine tragende Rolle. Auf den Kulturbegriff, wie er sich aus dieser Arbeit ergibt, wird weiter unten noch eingegangen werden.

Im Kontext der Interkulturellen Gärten wird also zunächst besonderer Wert darauf gelegt, dass der Garten als Treffpunkt von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Vorerfahrungen fungiert. Ziel ist es

„Gräben zwischen Natur und Gesellschaft, Zugehörigen und Fremden, Gesicherten und Verunsicherten, zwischen Nord und Süd und Konsum und Reproduktion [zu] überbrücken. Zugleich und wichtiger geht es aber um das gemeinsame Ausloten der Bedingungen eines Zusammenlebens in Würde“ (Kropp 2011: 83f.).

Auf diese Weise begegnen die Interkulturellen Gartenprojekte den „[...] nationalstaatlichen Herausforderungen durch wachsende Armut, Migration, Klimawandel und Weltwirtschaftskrise von unten und von innen“ (ibid.). Alle sollen im Garten gemeinsam arbeiten, entscheiden und die Früchte ihrer Mühe ernten. Im Kontext der ersten Interkulturellen Gärten in Göttingen vertritt Christa Müller (2002:146ff.) die Anwendung eines „Nationalitätenschlüssels“ für eine harmonische Verteilung von Angehörigen aller Herkunftsländer innerhalb der Gruppe.

Die räumlichen und organisatorischen Strukturen in Interkulturellen Gärten sind nicht einheitlich. Jedes Projekt findet seinen eigenen Weg, seine Identität. Es gibt sie in allen Größen und Formen, unterteilt in Individualbeete und Gemeinschaftsflächen oder nicht. Häufig werden zusätzlich zu den Gartenaktivitäten Bildungsworkshops zu unterschiedlichen Themen, von Umweltbewusstsein und Bio-Anbau zu Alphabetisierungskursen organisiert. In den Interkulturellen Gärten Göttingens ist die gemeinsame Gartensprache Deutsch und es werden auch Deutschkurse angeboten (Müller 2002). Auch im Grazer Projekt, der Interkulturelle Landschaftsgarten Graz-West, das von Ulrike Dietschy ins Leben gerufen und essentiell betreut wird, spielen Sprachen eine wichtige Rolle (Dietschy o.J.). Zum einen bietet Frau Dietschy direkt im Garten theaterpädagogische Sprachworkshops für Deutsch an. Zum anderen betont sie, dass es im Garten Ziel ist, alle Sprachen anzuerkennen, sie zu sprechen und sie gegenseitig zu lehren, zu lernen und zu praktizieren. Selbiges gilt für gartenkulturelles Wissen und Praktiken. Der Grundsatz ist klar: Jeder Mensch bringt wertvolles (kulturelles) Wissen mit, das er zur Gemeinschaft beitragen kann, gleichzeitig kann er/sie von anderen viel lernen. Und: Wissen ist nicht hierarchisch (vgl. Dietschy Interview: 6.11.2013).

Die gemeinsame Tätigkeit in den Gärten soll fruchtbaren Boden bieten für eine Verwurzelung der Menschen in dem neuen Terrain, die Selbstfindung in der Fremde. Menschen sollen die Möglichkeit haben, in einem neuen und fremden Kontext zu erfahren, dass sie eigenständig etwas tun und bewirken können. Neue Beziehungen sollen geknüpft werden, außerhalb der bekannten kulturellen Strukturen sollen

Gemeinschaft und Zugehörigkeitsgefühl sprießen (Taborsky 2008; Müller 2002, 2011; uvm.).

In Wien existieren Interkulturelle Gärten im 21. Bezirk, sprich in Wien Floridsdorf (gartenpolylog). Aber auch andere Wiener Gemeinschafts- und Nachbarschaftsgärten sind ihrem Wesen nach interkulturell ausgerichtet, auch wenn sie die Interkulturalität nicht im Namen führen. Das markanteste Beispiel hierfür ist wahrscheinlich der Nachbarschaftsgarten *Macondo* (Nachbarschaftsgarten Macondo).

4.1.8 Mobile Gärten

Die Prinzessinnengärten in Berlin-Kreuzberg sind wohl der bekannteste mobile Garten im deutschsprachigen Raum. Es handelt sich um einen mobilen Gemeinschaftsgarten, in dem vor allem Flexibilität, Kreativität, Offenheit und Pragmatik großgeschrieben werden. Die Idee zu dieser Art von Garten entstand bei einem Besuch einer der Gründer in einem kubanischen *organipónico*, einer dort vom Staat propagierten Gemeinschaftsgartenform (vgl. auch Bohn/Viljoen 2012). Die gesamte Garteninfrastruktur ist darauf ausgelegt bodenunabhängig zu sein. Das bedeutet, dass der gesamte Garten mobil ist, und wenn notwendig, umziehen kann. Außerdem ist sein Bestehen nicht von Vorhandensein und Qualität des Erdreiches darunter abhängig, da Erde und Substrat in den großteils aus recycelten Behältnissen bestehenden „Blumentöpfen“ mitgeführt werden. Hier sind alle willkommen mitzuarbeiten, die Lust dazu verspüren. Die aus dem Selbsternteverkauf entstehenden Einnahmen werden in den Garten reinvestiert. Auch im Gartencafé werden die eigenen Produkte verarbeitet (Prinzessinnengärten, Stand 2013). Außerdem interessant ist, dass die Prinzessinnengärten nicht wie die meisten anderen Gemeinschaftsgärten durch einen Verein geführt werden, denn „[r]echtlich ist der Garten als eine Gemeinnützige GmbH mit dem Namen ‚Nomadisch Grün‘ organisiert [...]“ (Rauch 2012: 27).

Mobile Gärten in Wien gibt es in diesem Ausmaß nicht. Die Wiener Wohnpartner stellen jedoch für Bewohner_innen von Gemeindebauten auf Wunsch mobile Hochbeete zur Verfügung, die diese dann beliebig bepflanzen können (wohnpartner, Stand 2013). Rauch beschreibt außerdem ein Projekt des Vereins Grätzlgarten 9, bei dem im Frühsommer 2011 im 9. Wiener Gemeindebezirk bepflanzte Einkaufswägen an bestimmten Orten abgestellt wurden (Rauch 2012: 32f.). Rauchs eigenen

Beobachtungen zufolge schafften es manche der Wägen bis zum Sommer 2012 zu „überleben“, woraus sie den Schluss zieht, dass sich die Menschen der Umgebung der Pflanzen angenommen hätten (ibid.).

4.1.9 Sonstige Gartenförderungen in Wien

Die Wiener Wohnpartner fördern das „Garteln“ in und um den Wiener Gemeindebau. In einem Folder hierzu propagieren sie verschiedene Möglichkeiten: das Gärtnern in kleinen individuellen – auch mobilen- Beeten, in Gemeinschaftsgarten- und in Grätzlgartenprojekten. Bei letzteren werden auch die in umliegenden Wohnanlagen lebenden Menschen einbezogen (vgl. wohnpartner, Stand 2013).

Abgesehen von den genannten Möglichkeiten zur gärtnerischen Betätigung gibt es noch einige andere geförderte Programme der Stadt Wien, die unter den Begriffen „Gemeinsam Garteln“ und „Urban Farming“ subsumiert werden. So etwa das Projekt zur Baumscheibenbepflanzung, „Garteln ums Eck“, bei dem die Erdflächen rund um Baumstämme bepflanzt werden können. Für die Übernahme einer solchen Baumscheibenpatenschaft muss ein Antrag bei der MA 42 bzw. bei der Gebietsbetreuung gestellt werden. Vor allem die Wiener Stadtgärten (MA 42) betreuen dieses Projekt. Die MA 48 (Abfallwirtschaft, Straßenreinigung und Fuhrpark) stellt für diesen und andere Gartenzwecke torffreie Komposterde zur Verfügung (wien.at, Stand: 2013). Auch für die Begrünung von Dachflächen, die Anlage von vertikalen Gärten und die Begrünung von Innenhöfen gibt es Unterstützung von der Wiener Gebietsbetreuung und den Stadtgärten (MA 42, Stand: 2013).

4.2 Definition von Gemeinschaftsgärten

Der Überblick hat gezeigt, dass urbanes Gärtnern viele Erscheinungsformen hat. Auch in der wissenschaftlichen Literatur gibt es bisher noch keinen Konsens über die Definition der Gemeinschaftsgärten (vgl. Appel et al. 2011: 36). Im Deutschsprachigen Raum ist eine der meist rezipierten Definitionen von Gemeinschaftsgärten jene von Marit Rosol, die ihre Dissertation dem Thema widmet (2006). Sie definiert Gemeinschaftsgärten wie folgt:

Für die vorliegende Arbeit, deren räumlicher Bezugspunkt vor allem Wien ist, ist diese Definition leider ungünstig, da Teile davon auf die Wiener Gärten nicht zutreffen. So ist die „Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit“ (Rosol 2006: 7) keinesfalls gegeben, da die meisten Gemeinschaftsgärten in Wien abgeschlossen sind- räumlich durch einen Zaun und organisatorisch/rechtlich durch die häufig bestehende Rechtsform des Vereins. Die von ihr getroffene Differenzierung zwischen dem optischen Auftreten und der Gestaltung der Gärten und ihrer Funktions- und Organisationsweise (ibid. 282) ist jedoch zutreffend. Auch in Wien sind sich die Gärten in diesem Aspekt sehr ähnlich. In jedem Fall scheint mir ein Vorgehen, wie jenes von Ella von der Haide (online), nützlich, die zunächst eine Zusammenschau der übergreifenden Gemeinsamkeiten und der am häufigsten wiederholten Merkmale der Gärten erstellt. Ich möchte nun meine eigenen Ergebnisse der verbindenden Charakteristika dieser unterschiedlichen Ausprägungen von Gemeinschaftsgärten darstellen und komme dabei auf jene von Ella von der Haide rezipierten zurück.

Generell gilt, dass die Projekte und Ideen, so unterschiedlich sie sind, dennoch einige Gemeinsamkeiten haben. Beim Vergleich der Projektziele fällt zunächst auf, dass alle auch einen sozialen Aspekt miteinschließen. Auch Von der Haide reiht dieses Merkmal an vorderster Stelle: „Gemeinschaftsgärten sind kollektiv betriebene Gärten“ (ibid. 2013). Wahrscheinlich ist dieses das wichtigste Unterscheidungsmerkmal, wenn wir heutige Gemeinschaftsgärten von sonstigen Gartenanlagen im städtischen Raum abgrenzen wollen. Dieser Aspekt ist so fest in den neuen Gartenprojekten verwurzelt, dass die American Community Gardening Association (ACGA) ihre Definition wie folgt formuliert:

„What is a Community Garden? [...] Any piece of land gardened by a group of people. [...] It can be urban, suburban, or rural. It can grow flowers, vegetables or *community*. It can be one community plot, or can be many individual plots. It can be at a school, hospital, or in a neighborhood. It can also be a series of plots dedicated to "urban agriculture" where the produce is grown for a market“⁹ (ACGA, Stand: 2013).

So steht in den urbanen Gärten von heute vor allem die Gemeinschaftsdimension im Vordergrund. Als einzige Ausnahme hierzu sind wahrscheinlich die Selbsterntefelder zu nennen. Gemeinschaft heißt auch teilen- vom Raum, über die Arbeitsutensilien, über Wissen und Erfahrungen, bis hin zur Ernte und den daraus zubereiteten Leckereien. Während Von der Haiden schreibt, dass die „Fläche [...] nur zeitweise und in kleineren

⁹ kursiv: Kessel

Teilen einzelnen Personen zugeordnet [ist], ansonsten [...] in der Gruppe gearbeitet [wird]“ (ibid. 2013), trifft in Wien häufiger ersteres zu. In den meisten Gemeinschaftsgärten hier gibt es sowohl Einzelparzellen als auch Gemeinschaftsflächen. Aber es gibt auch Gärten, die ausschließlich einem der beiden Konzepte folgen. Wer schließlich gärt, variiert von Garten zu Garten, wobei sich die Zielgruppe oft im Namen niederschlägt (etwa „Nachbarschaftsgarten Heigerlein). Allerdings stimmen Namen und letztendliche Gärtner_innentruppe nicht immer überein bzw. fällt eine Abgrenzung – wo genau beginnt und endet Nachbarschaft, das Grätzl etc. - oft schwer. Von der Haide nennt folgenden Beispiele: „Die Gruppen, die Gärten betreiben, können sehr verschieden sein: NachbarInnen, politische Gruppen, Kirchen, Schulen...“ (Von der Haide 2013).

Auch die Forderung nach Partizipation ist von Bedeutung- sowohl innerhalb des Projekts als auch als Botschaft nach außen. Deshalb ist die Organisation der Gartenprojekte zumeist basisdemokratisch. Viele Gärten stellen ein Statement für mehr zivile Mitbestimmung im öffentlichen Raum dar.

Ein weiteres Leitthema ist die Nachhaltigkeit im Sinne von regionaler, ökologischer und bewusster Ernährungsproduktion. In diesem Zusammenhang steht auch der überwiegende Anteil von Nutzpflanzenanbau. Gemeinschaftsgärten, in denen ausschließlich Zierpflanzen angebaut werden, sind mir in Wien unbekannt. Gerade deshalb wird in vielen Gemeinschaftsgärten Improvisation großgeschrieben. Recycling, Bricolage und die Findung von kreativen Lösungen mit den vorhandenen Ressourcen werden praktiziert und oft mehr geschätzt als perfektionierte Maßanfertigungen. Einen Überblick über die Schöpfungen von Verpackungen und Techniken speziell für das urbane Gärtnern auf engem Raum und unter speziellen klimatischen Bedingungen gibt Andrea Heisting (2012). Aber auch die Ausstellung „*Hands – on – Urbanism*“ machte sich diese praktizierte Ressourcenkreativität zu Nutze „Nicht zuletzt wird [sic!], wie oft bei der Stadtentwicklung von unten, Recycling und intelligente Ressourcen-Nutzung betrieben: Nutzung & Adaption von vorgefundenem Material (Gitter, Flaschen, ...), Stadtrressourcen (MA 42, MA 48) und Sitzwürfel aus Holzmüll. Eingeopft in durchsichtige Gefäße sieht man zwei weitere Ressourcen, die urbane Landwirtschaft und Community Gardens einsetzen: Erde und Wasser“ (Architekturzentrum Wien 2012: 2).

Fast nie befinden sich die begärtnerten Flächen im Besitz der Gärtner_innengemeinschaft. Von der Haide befindet hierzu: „Der rechtliche Status ist sehr unterschiedlich. Es kann sich um Besetzungen handeln, es können aber auch Privatgrundstücke sein oder öffentliche Gelände“ (ibid. 2013). Teilweise bestehen Pacht – oder Nutzungsverträge mit den privaten oder öffentlichen Eigentümern, teilweise auch nicht. Häufig handelt es sich um Interimsnutzungen zwischen oder vor Bebauungsvorhaben. Die zeitliche Anlage der Projekte variiert demnach stark, wobei mehrjährige Pachtverträge eine Erleichterung für die Planung darstellen. Vielfach gilt es jedoch sie von Jahr aufs Jahr erneut auszuhandeln.

Eine weitere Gemeinsamkeit der Gemeinschaftsgärten besteht in ihrem Projektcharakter- egal ob es sich um eine Zwischennutzung handelt oder um eine langfristige Planung- die Rede ist immer von einem *Gartenprojekt* (vgl. Werner 2011: 56).

Die Frage der Öffentlichkeit sowie ihre rechtliche Identität werden von den Gartenprojekten sehr unterschiedlich gelöst. Häufig sind sie in Vereinen organisiert. Von der Haide schreibt: „Oft sind die Gärten öffentlich zugänglich“ (ibid. 2013). Das trifft für den Wiener Kontext jedoch nicht zu. Häufig gibt es einen Zaun um den Garten. Alle Vereinsmitglieder haben dann einen Schlüssel und damit Zugang zum Garten, wann immer sie es wünschen. Für Außenstehende dagegen ist ein Besuch des Gartens nur möglich, wenn gerade ein Mitglied des Gartenprojekts anwesend ist. Denn dann wird die Tür zumeist offen gelassen.

„Die Grundstücke befinden sich meistens in der Stadt. Daher wird synonym auch der Begriff: urbane Gärten und Urban Gardening verwendet“ (Von der Haide 2013). Obwohl dieses Merkmal nicht bei allen Gemeinschaftsgärten zutrifft, ist die Anzahl von Gemeinschaftsgartenprojekten im urbanen Raum weit größer als im ländlichen, da sich auf dem Land gemeinhin viel mehr Möglichkeiten zur gärtnerischen Tätigkeit bieten. In dieser Arbeit wird nur auf Gemeinschaftsgärten im urbanen Raum eingegangen.

Desweiteren ist zu erwähnen, dass „[w]as gepflanzt wird [...] sehr unterschiedlich [ist]. Gemüse und Obst aber auch reine Ziergärten oder Parkanlagen sind möglich, auch Tiere werden dort gehalten“ (Von der Haide 2013). In Wien überwiegen Nutzpflanzen in den

Gärten, auch wenn immer wieder reine Zierblumen die Beete auflockern. Tierhaltungen sind mir keine bekannt.

Nach dieser ersten Bilanz wird deutlich, dass im Grunde nur eine Möglichkeit bleibt, nämlich, die Gemeinschaftsgärten in ihrer Vielfalt trotzdem als Gruppe anzuerkennen. Auch Appel et al. kommen zu diesem Schluss und grenzen Gemeinschaftsgärten deshalb ein wie folgt:

„Ein Gemeinschaftsgarten ist zunächst einmal ein Garten. Dieser wird von einer Gruppe von Personen gemeinschaftlich genutzt und betrieben. Hierzu gehört auch die mehr oder weniger intensive Pflege der auf dem Grundstück befindlichen Bepflanzung. Zudem gibt es in Gemeinschaftsgärten – neben der häufig vorhandenen Parzellierung der Fläche – üblicherweise Bereiche, die allen Nutzern in gleichem Maße zur Verfügung stehen. Soweit die grundlegende Eingrenzung. Die genaue Charakteristik des jeweiligen Gartens bestimmt sich dann weiter über das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren wie Zielsetzung, Funktion, räumliche Bedingungen, Art der Nutzung, Entstehung und Zusammensetzung der Gruppe, Rechtsstatus, Lage, Zugänglichkeit und Bepflanzung. Da diese einzelnen Faktoren wiederum jeweils ein breites Spektrum an Ausprägungen aufweisen können, ergibt sich ein sehr weites Feld dessen, was als Gemeinschaftsgarten bezeichnet werden kann. Kaum ein Garten gleicht einem anderen, weshalb Verallgemeinerungen nur in sehr geringem Maße möglich sind (Appel et al. 2011: 36f.).

Für den Kontext der vorliegenden Arbeit plädiere ich selbst für eine noch radikalere Vereinfachung, nämlich die Definition in der *Wesensessenz* der Gemeinschaftsgärten zu suchen: **Von einem Gemeinschaftsgarten kann gesprochen werden, wenn eine Gruppe von Menschen sich eine Fläche teilt, um sie bewusst gemeinsam gärtnerisch zu gestalten.** Gemeinschaftsgärten sind soziale Räume, in denen nicht nur Pflanzen, sondern auch kulturelle und soziale Werte und Strukturen wachsen oder- mit Bourdieu- soziales und kulturelles Kapital geschaffen wird.

4.2.1 Gemeinschaft

Alle Gartenprojekte, die bis jetzt genannt wurden, postulieren soziale Aspekte des Gärtnerns und wollen durch ihr Tun mehr oder weniger vorrangig auch sozial und gemeinschaftlich wirksam sein. Was das jeweils bedeutet- was es bedeuten will und was es letztlich sein kann- differiert jedoch stark. Das zeigen schon die unterschiedlichen Begrifflichkeiten, die auf Gemeinschaft anspielen, jeweils aber anders fokussiert sind- wie beispielsweise Nachbarschaftsgarten, Grätzlgarten, Interkultureller Garten, GroßstadtGemüse und natürlich Gemeinschaftsgarten. Auch von der Wissenschaft wird immer wieder von dem positiven, integrativen und gemeinschaftskonstituierenden Effekt des Gärtnerns in erweiterter Form gesprochen (vgl. Taborsky 2008; Müller 2011, 2002). Dabei vertreten die Gärtner_innen unterschiedliche sozialpolitische Ziele. Teilweise werden die Gärten auch ganz klar als Räume gesehen, in denen die

neoliberalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ausgeblendet und hinterfragt wird. Karin Werner (2011) spricht sogar von den Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. Auch Esther Hörantner kommt in ihrer Diplomarbeit zu diesem Schluss: „Gemeinschaft‘ ist also nicht gleich ‚Gemeinschaft‘, sondern variiert ja nach Ausgangsposition, Kontext und Zielsetzungen“ (Hörantner 2012: 8). Hörantner schließt die Verwendung von Gemeinschaft als Analysekategorie aus (ibid.: 99). Trotzdem hält auch sie an der Unausweichlichkeit und Wichtigkeit des Gemeinschaftsbegriffes für die Gärten und für deren (wissenschaftliche) Betrachtung fest (ibid.).

Was den Stellenwert der Gemeinschaft angeht, so kann er deshalb in dieser Arbeit nicht in seiner Tiefe und Bandbreite analysiert werden. Vielmehr wird Gemeinschaft im Gemeinschaftsgarten in ihrer minimalen Ausprägung vorausgesetzt, denn schon ein gemeinschaftliches Tun, das sich in einer bloß organisatorischen Gemeinsamkeit erschöpft, verlangt ein Mindestmaß an Interaktion wie etwa die Akzeptanz von bestimmten Regeln durch alle Mitglieder. Es ist eine Lebensstilentscheidung in den Garten zu gehen, denn das gärtnerische Tun kostet Zeit, aber auch andere Ressourcen. Ebenso ist es auch eine Frage des Lebensstils und der Selbstdefinition, welcher Art Garten man sich widmet. Die Entscheidung für den Gemeinschaftsgarten bedeutet gleichzeitig eine Entscheidung für die wie auch immer geartete Gemeinschaft. Innerhalb des Gartens etablieren sich bestimmte Symbolik, Abläufe, Umgangsformen. Es entsteht eine gemeinsame *soziale Praxis*. In dieser Bereitschaft, sich freiwillig an gemeinsame Regeln zu halten, am „kollektiven Charakter“ (Rosol 2006: 460), erfüllt sich für die Ansprüche dieser Arbeit bereits die Bedingung für die Anwendung des Begriffes des *Gemeinschaftsgartens*.

4.3 Beweggründe und Charakterisierung der Gärtner_innen

Die Beweggründe der Gärtner_innen sind zum einen vielseitig und nur schwer zu verallgemeinern, zum anderen hängen sie stark mit soziokulturellen, strukturellen Rahmenbedingungen und deren Veränderungen zusammen. In diesem Kapitel versuche ich eine Annäherung an diese komplexen Zusammenhänge, basierend auf meiner tiefen Literaturrecherche und den Antworten, die ich auf meine Fragen an

Gärtner_innen und Wissenschaftler_innen erhielt. Zu guter Letzt lässt sich die Frage nach den Beweggründen des gemeinschaftlichen Gärtnerns nur zusammen mit einer Vorstellung der verschiedenen Gruppen, die in den Garten kommen und sich an der Gemeinschaft beteiligen, beantworten.

Appel et al. untersuchten die Gründe für die Betätigung im Garten sowie jene für die Gründung eines Gemeinschaftsgartens für ausgewählte Beispielprojekte in Deutschland sehr genau (2011). Ihr Forschungsziel war dabei die Ergründung der Ursachen, die dazu führen, dass das Deutsche Kleingartenwesen unter Nachwuchsproblemen leidet, während sogenannte „neue Gartenformen“ ungemeinen Zulauf erleben (ibid.). Obwohl die Untersuchung in Deutschland durchgeführt wurde, decken sich viele der Ergebnisse mit den Angaben, die in den Antworten auf meine eigene Erhebung zu finden sind. Da die von mir erfassten Antworten keine valide Stichprobe bilden, und die Gemeinschaftsgärten in Deutschland jenen in Wien in vielen Aspekten entsprechen, werde ich mich in diesem Kapitel auch sehr stark auf die Ergebnisse von Appel et al. berufen. Desweiteren werden Ergebnisse anderer Untersuchungen und Befunde aus weiteren literarischen Quellen angeführt.

4.3.1 Wer gründet die Gärten?

Appel et al. (2011:119) unterscheiden zwei verschiedene Gruppen von Garten-Akteur_innen bei der Analyse ihrer Beweggründe für die Gartenaktivität bzw. ihrer Initiierung: Gründungsakteur_innen und Gärtner_innen. Rosol unterscheidet außerdem die Gruppe der Sekundärakteure, welche selbst zwar nicht gärtnerisch tätig sind (das wäre die Gruppe der Primärakteur_innen), jedoch im weitesten Sinne in die Gartenprojekte involviert sind. Zu dieser Gruppe zählt sie etwa die Stadtverwaltung (vgl. Rosol 2006: 125f.).

Die Gartenprojekte werden von einer Vielfalt an Akteur_innen gegründet. Im deutschen Kontext wird die Gründung von interkulturellen Gärten, im Gegensatz zu Gemeinschaftsgärten, wo zumeist die Primärakteur_innen selbst die Initiator_innen sind, und zu Selbsternteprojekten, die üblicherweise von den Landwirt_innen ins Leben gerufen werden, häufig von Sekundärakteuren durchgeführt (Appel et al. 2011: 120). In Wien wurde der erste Gemeinschaftsgarten, der Nachbarschaftsgarten Heigerlein, im Jahr 2007 vom Gartenpolylog- Verein gegründet (gartenpolylog). Andere Gärten, wie

etwa der Grätzlgarten 9, entstanden aus der Initiative einer Gruppe von interessierten Anrainer_innen (Stummer Kolonovits/Bolz: 16.10.2013). Die Beteiligung der späteren Nutzer_innen schon bei der Gründung ist, Appel et al. (2011: 120) zufolge, ein großer Vorteil für das spätere Funktionieren der Gärten, stellt aber keine Garantie dafür dar. Auch die Homogenität bezüglich der Erwartungen innerhalb der Gruppe spielt eine große Rolle (Lanzinger: 16.10.2013; *ibid.*: Fragebogen 6, Anhang S.129).

4.3.2 Wer gärtner da?

Die Formulierung von Zielgruppen erfolgt in den Gartenprojekten nur selten und zumeist vage (Appel et al. 2011: 123). Etwa sollen besonders Interessierte aus der unmittelbaren oder erweiterten Nachbarschaft angesprochen werden. Manche Gärtner_innen überlegen aber auch, bestimmte Gruppen gezielt in „ihren“ Garten zu holen. Das Projekt Grätzlgarten 9 etwa lud Senioren aus dem nahe gelegenen Altenheim ein an einem Beet mitzuarbeiten. Das Projekt scheiterte jedoch (Stummer-Kolonovits/Bolz: 16.10.2013). Andere Gärten kooperieren mit Schulen oder Kindergärten. Ulrike Dietschy (Interview: 6.11.2013), die Initiatorin eines Interkulturellen Gartens in Graz, dem Landschaftsgarten Graz-West, spricht alle an, die an einem interkulturellen Austausch und gegenseitigem Lernen Interesse haben. Wer nur „in Ruhe“ gärtnern will, ohne sich an der Gemeinschaft zu beteiligen, ist hier fehl am Platz. In interkulturellen Gärten wird teilweise ein „Nationalitätenschlüssel“ angewandt, um eine möglichst ausgewogenen Gärtner_innenschaft zu beteiligen und Gruppenbildungen von Menschen gleicher Herkunft zu vermeiden (Müller 2002: 149.). Natürlich gibt es beispielsweise auch Generationengärten, bei denen Menschen unterschiedlichen Alters miteinander gärtnern sollten. Auch jede andere Form der Beschränkung auf eine bestimmte Zielgruppe ist grundsätzlich möglich, etwa in Bewältigungsgärten, wo traumatisierte Menschen in Begleitung von Expert_innen die Möglichkeit zur Aufarbeitung ihres Traumas haben sollen. Prinzipiell ist in Gemeinschaftsgärten aber Vielfalt erwünscht. Die meisten wollen sich offen zeigen und Menschen, die aus „möglichst [...] unterschiedlichen sozialen Milieus kommen und eine große Spanne an Altersgruppen, Lebensstilen, Bildungsgrad und Ähnlichem abdecken“ (Appel et al. 2011: 124), im Garten zusammenbringen.

Inwieweit die Gärten diesem Anspruch gerecht werden, ist sehr verschieden. Das liegt schon daran, dass die Mehrzahl der Interessierten und Tätigen im Garten Frauen sind.

Appel et al. sprechen von durchschnittlich zwei Drittel *Gärtnerinnen* (2011: 124). Damit stellen sie ein deutliches Gegenprogramm zu den typischerweise männlich dominierten und stark hierarchisierten Kleingartenvereinen dar (ibid.), womit aber nur die Beteiligung am Vereinswesen sowie die namentliche Eintragung der Kleingartenparzellen gemeint ist, da die praktische Arbeit innerhalb der Parzellen nicht untersucht ist (ibid. 125). Da Gartenarbeit aber tendenziell zur Hausarbeit und damit zur Reproduktions- bzw. Subsistenzarbeit zählt, kann davon ausgegangen werden, dass hier der Anteil der aktiv beteiligten Frauen wesentlich höher liegt (Taborsky 2008; Appel et al. 2011: 125).

Im Wesentlichen spiegelt die Gärtner_innengemeinschaft die demographische Struktur ihrer Umgebung wider, da häufig vor allem Menschen aus der (erweiterten) Nachbarschaft an den Gärten beteiligt sind. Je nach Ausrichtung des Gartens kann es hier allerdings zu Abweichungen kommen. Kommt kein spezieller „Schlüssel“ zum Einsatz, kann es sein, dass eine bestimmte Gruppe den Garten „dominiert“, da Neuzugänge oft durch Bekannte eingeladen und auf den Garten aufmerksam gemacht werden. So ist es etwa der Fall im *Nachbarschaftsgarten Macondo* (benannt nach der gleichnamigen Siedlung), wo der überwiegende Teil der Gärtner_innen afghanisch-stämmige Frauen sind (Coca – Domínguez: 14.10.2013). In diesem Garten ist bisher nur ein Mann tätig. Auch er ist Afghane. Außerdem gärtnern hier noch ein paar Frauen, österreichischer, iranischer und anderer Herkunft (ibid.). Einmal pro Woche kommen auch die Kinder, die am Projekt „Balu und Du“ teilnehmen, das ebenfalls in Macondo angesiedelt ist, in den Garten und betreuen dort ihr Beet (Stanzel 2013: 1). Der große Anteil an nicht-österreichisch-stämmigen Gärtner_innen in Macondo liegt auf der Hand- es handelt sich dabei nämlich um einen Wohnkomplex in dem Asylwerber_innen nach Erhalt ihres positiven Aufenthaltsbescheides ihre erste Wohnung in Wien zur Miete angeboten bekommen. Ein weiterer Grund ist, dass sich diese Familien zumeist die Pachtgebühren für eine eigene Gartenparzelle auf dem Gelände der Siedlung nicht oder nur sehr schwer leisten können (Stanzel 2013:1). Das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten, der (noch) vom Gartenpolylog- Verein betreut wird, ist wesentlich günstiger, da er auch durch Spenden und Förderungen (in den Jahren 2010 und 2011 durch das BMUKK, durch die MA22 und die MA17) finanziert wird (ibid.). Mehr Informationen zu Macondo und seinen Bewohner_innen finden sich beispielsweise bei Öhlböck (2011). Auch wenn der *Nachbarschaftsgarten Macondo* die

Interkulturalität nicht im Namen führt, so entspricht sie doch der dort gelebten Ideologie und auch der internationalen Zusammensetzung der Gärtner_innen. Denn wie in allen *interkulturellen* Gärten, ist der Anteil an unterschiedlichen Nationalitäten hier sehr viel höher als in anderen Gemeinschaftsgartenprojekten (Appel et al. 2011: 125).

Generell arbeiten - Appel et al. zufolge- besonders Menschen mit niedrigem Einkommen und/ oder viel Zeit in den Gemeinschaftsgärten (2011: 126). Das bestätigt auch Ulrike Dietschy (Interview: 6.11.2013) mit Bezug auf den von ihr geleiteten Garten in Graz. Worin liegt also die Wesensessenz der Gärtner_innen? Walter Galehr nennt: „Menschen, die gerne Hand anlegen und direkt erleben möchten was daraus entsteht, kaum Theoretiker“ (ibid.: Fragebogen 1, Anhang S. 121). Signitzer meint: „Neugierige, Menschen, die über ihren Tellerrand hinausblicken wollen. Menschen die noch Lust auf Begegnung und auf Horizonterweiterung haben“ (ibid.: Fragebogen 4, Anhang S. 125). „Allen gemeinsam ist der Wunsch, etwas wachsen zu lassen auf dem eigenen Beet“ (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122).

4.3.3 Strukturelle Auslöser

Verschiedene Autoren identifizieren ein Zusammenspiel unterschiedlicher Krisen und Unsicherheitszustände, die sich auf die Gesellschaft als Ganzes und auf einzelne Personen auswirken. So spricht Paech (2011:89) vom „Peak-Everything“ und meint damit, dass von Rohöl über Seltene Erden und Wasser alle (natürlichen) Ressourcen übernutzt werden und sich ihrem Ende zuneigen. In einem neoliberal geprägten Staat, der die Sozialabsicherungen auf immer niedrigerem Niveau und über lange bürokratische Wege realisiert, fühlen sich viele Menschen dazu aufgefordert selbst aktiv und kreativ zu werden (Lange 2011: 105ff.). Im Umgang mit diesen Spannungssituationen, in diesen Momenten der Krise(n) wird das „Verhältnis von Kultur und Natur in vielversprechender Weise neu verhandelt und vergesellschaftet“ (Müller 2011: 22). Es herrscht ein genereller Innovationsdruck. Kreativität bietet für viele Städte, aber auch einzelne Unternehmungen- profitorientierte und gemeinnützige – einen Ausweg, ist jedoch gleichzeitig ebenso eine Herausforderung – denn Wissen und Ideen haben ein kurzes Leben und verbreiten sich schnell (Lange 2011: 105). So entsteht eine Kultur ständig wechselnder Projekte (ibid.), der in gewisser Weise auch die Gemeinschaftsgärten zuzurechnen sind, wenn auch diese möglichst längerfristig wirken wollen.

Taborsky (2008: 122) macht verschiedene „Mangelsituationen“ aus, die durch den fehlenden Naturzugang entstehen bzw. durch einen Zugang zu qualitativ –hochwertiger Erde gemildert werden können: Als erstes nennt sie Geldnot, da für viele Menschen Nahrungsmittel unerschwinglich sind. Außerdem ist das Angebot oft nicht ausreichend-entweder ist die Qualität der Produkte minderwertig (zum Beispiel gibt es nur ein limitiertes Angebot an ökologisch angebautem Gemüse, und das zu erhöhten Preisen), oder es wird nicht das angeboten, was nachgefragt wird (etwa Lebensmittel aus bestimmten Regionen). Zudem macht sie ein Bedürfnis nach landwirtschaftlich-gärtnerischer Eigeninitiative aus. Viele wollen gerne selbst pflanzen, hegen und pflegen. Aber auch aus einem anderen Grund suchen Menschen Anschluss in den Gemeinschaftsgärten- sie haben das Gefühl von politischer Ohnmacht, von fehlender Möglichkeit zur politischen Einflussnahme. Gleichzeitig fehlt es vielen an Gemeinschaft, Kommunikation und Austausch von Erfahrungen. Die starke Individualisierung in der Gesellschaft führt teilweise zu Vereinsamung. Ebenso wollen viele etwas von ihrem Wissen weitergeben, sie haben das Bedürfnis zu schenken- die Ernte aus dem Garten liefert hier einen mit Würde verschenkbaren Gegenstand. Auch herrscht in weiten Bereichen der beruflichen Betätigung ein großer Mangel an sinnstiftenden und identitätsschaffenden Tätigkeiten, den das Gärtnern für viele beheben kann (vgl. Taborsky 2008: 122). Manuela Lanzinger von der Wiener *umweltberatung* erklärt die aktuelle Rückbesinnung der Stadtbewohner_innen auf die Gärten: „Umweltkatastrophen steigern den Wunsch nach Transparenz für die Lebensmittel. [Transparenz meint] [s]elbst zu sehen, wo die Lebensmittel wachsen und wie sie gepflegt werden. In der Stadt fehlt [sic!] den Menschen Grün und Freiraum“ (Lanzinger: Fragebogen6, Anhang S. 129).

4.3.4 Gesellschaftliche Strömungen

Diese Situation „von komplexen sozialen, ökologischen und kulturellen Verunsicherungen“ (Lange 2011: 104) verlangt nach innovativen Lösungen „von unten“, so scheinen viele zu empfinden, denn die soziale Absicherung ist durch den ergebnisorientierten „Wettbewerbsstaat“ (Hirsch 2002; Buchstein 2004: 55) nicht mehr gegeben. Schon seit jeher fungiert „Stadt [zu solchen Zeiten] als gesellschaftliche[r] Kristallisationsort für zukunftsweisende Lösungen“ (ibid.). Gleichzeitig steht die Stadt und damit ihre Bevölkerung unter Anpassungsdruck und Innovationsdruck. In der

neoliberalen Wirtschaftsdynamik konkurrieren die Städte als Standorte für zukunftsfähige Unternehmen und Lebensweise. Kreativität und Ausprobieren sind gefragt (ibid.: 115). In der urbanen Krise setzt sich die „Kultur des Machens“ (ibid.) durch. Es geht um die Erzeugung von Sinn durch Symbolik – die „Urbane Kreativwirtschaft“ wird ausgerufen und bringt ein „neues gesellschaftliches Verhältnis zwischen Kultur und Ökonomie“ (ibid. 105) mit sich (vgl. auch Michailow 1994). Aber auch das Verhältnis der Menschen zueinander ändert sich. Im Kontext von Neoliberalisierung und Individualisierung werden viele Beziehungen flexibler etabliert und gekappt als zu anderen Zeiten- die Menschen sind vernetzt und können bei Bedarf Kooperationen auf diesen Netzen aufbauen (Lange 2011: 110). Auch Christa Müller stellt fest, dass die Menschen zwar eine Einbindung in Gemeinschaft brauchen, jedoch eine kurzfristige, spontan aktivierbare einer längerfristigen mit zeitraubenden Verpflichtungen vorziehen (Müller 2011: Vorwort). Und doch suchen viele genau das im Garten: *Auszeit*.

Silke Borgstedt nennt in ihrem Beitrag zum Sammelband „Urban Gardening“ drei primäre, wenn auch nicht klar voneinander trennbare, dafür einander überlappende, gesellschaftliche Tendenzen. Viele Menschen fühlen einen Drang zur selbstbestimmten Gestaltung ihres Lebens und ihrer Umwelt sowie zur Beteiligung an gemeinschaftlichen Prozessen und finden so u.a. auch in die Gemeinschaftsgärten. Borgstedt benennt sie folgendermaßen: „Re-Grounding, Autonomie und Sinnlichkeit“ (ibid. 2011: 119).

Die Strömung des „Re-Grounding“ (im Deutschen wird hierfür oft der Begriff „Erdung“ gebraucht) beschreibt Borgstedt als eine Reaktion auf die zunehmende gefühlte Unsicherheit eines Großteils der Bevölkerung. Diese liegt in einem Kontrollverlust begründet, der von den Menschen in den unterschiedlichen Bereichen wahrgenommen wird und der u.a. auf der neoliberalen wirtschaftspolitischen Ordnung beruht. So birgt der Rückzug des Sozialstaates kurzfristige und prekäre Arbeitsverhältnisse sowie eine Tendenz zur unterstellten Eigenverantwortung für die eigene Lebens- und Wohlstandssituation, was von vielen als Verunsicherung empfunden wird. Zudem kommt ein unüberschaubares Angebot an Konsumprodukten, deren Qualität nach verschiedenen Skandalen allerdings mehr als zweifelhaft erscheint. In dieser Situation der Unbeständigkeit suchen viele nach einem Ort der Simplizität, der

klaren Linien und der Stetigkeit. Einen Ort, an dem sie selbst Einfluss nehmen können (Borgstedt 2011: 119ff.).

Eine weitere Tendenz ist die Suche nach Autonomie, die sich in einem „Rückzug in Mikro-Communities [auf der Suche nach] größeren und häufigeren Freiräumen“ (Borgstedt 2011: 121) niederschlägt. Was zunächst paradox klingt, ist die Konsequenz aus einem Gefühl der ständigen Überwachung, Erreichbarkeit. So gesehen entdeckt diese Gruppe, die Borgstedt als „Unabhängigkeitsbewegung‘ im Kleinen“ bezeichnet (ibid.: 122), die Gemeinschaftsgärten als pragmatische Lösung, als Mikrokosmos der Selbstbestimmtheit. Dabei ist nicht völlige individuelle Autonomie das Ziel, sondern selbstgewählte, transparente Beziehungsstrukturen – eine Bewegung, die im Englischen als „Responsiveness“ (ibid.: 123) umrissen wird. Damit ist ein Wertefeld bezeichnet, das gleichzeitig Gemeinwohl und qualitativ hochwertige Erfahrungen in der Gemeinschaft anstrebt (ibid.).

Die dritte von Borgstedt beschriebene Gruppe strebt nach Sinnlichkeit und Vielfalt, nach dem Lebendigen (Borgstedt 2011: 123). In einer rationalisierten Welt, in der Institutionen nach ihrer Wirtschaftlichkeit beurteilt werden, suchen deren Vertreter_innen nach dem bewussten Genuss im Kleinen. Wichtig ist hier vor allem auch die Nachvollziehbarkeit der Entstehung, die „kulturelle[...] Relevanz“ (ibid.: 124) des Produkts und seiner Herstellung. Daraus ergibt sich ein neues Wertesystem in einem Kontext, in dem die „Steigerungslogiken [des Wachstumsdogmas] ihre Grenzen erreicht haben“ (ibid.), es zählt der Moment, „Erleben statt Erlebnis“ (ibid.).

Es geht hierbei nicht um herkömmliche politische Aktivität. Vorrangig wird die Eigeninitiative auf neuen Pfaden der Vereinfachung außerhalb der institutionalisierten Möglichkeiten gelebt. So bietet der Garten etwa Zeitwohlstand und damit die Möglichkeit „dem ökonomistischen Regime gegenläufige Zeitvorstellungen [...] im Verein mit Entschleunigung und Verlangsamung“ (Müller 2011: 29) zu leben- oder in „Räume[n] des Für-sich-Seins: Orte[n], in denen sie sich ihrer Selbstkompetenz versichern können“ (Borgstedt 2011: 125) zu entspannen.

Auch Werner (2011: 61) beobachtet ein derartiges Bedürfnis in der Gesellschaft. Gärtnern im kleinen Stil, ohne davon wirtschaftlich total abhängig zu sein, wird in diesem Zusammenhang als Bereicherung wahrgenommen. Es bringt Befriedigung und

Freude etwas wachsen zu sehen. „Die Pflege und die Beobachtung der heranwachsenden Nahrungsmittel ist etwas eigentümlich Beglückendes“ (Werner 2011:61). Sich kümmern (*care*) und die konkrete Dingerfahrung stehen hoch im Kurs als „Antidot gegen Effizienz und andere Ökonomisierungsdiskurse“ (Werner 2011: 61).

Gärten sind auch Orte der Spiritualität in der Stadt (vgl. Richard 2011: 225f.). Orte, wo Achtsamkeit gelebt, Verbundenheit gefühlt und die Verankerung im Leben (wieder-)entdeckt werden kann (ibid.:227ff.). Sie bieten Platz für spirituelle Erfahrung, aber auch für Therapie (vgl. auch Doron 2005: 54).

Diese Rückbesinnung auf das Gärtnern, aber auch auf andere Arten des „Selbst-Tuns“, ist eine Antwort auf unsere gesellschaftliche Situation.

„All das [...] ist aber kein Handeln aus Not, sondern in gewisser Weise aus dem *Überfluss*: Wir müssen ja keine Stadtflächen begärtnern, weil wir uns anders nicht ernähren könnten [...], sondern es gärtner, *wer es sich leisten kann* (weil er Zugang zu Gartenraum hat, weil er Zeit, Geld, Ambitionen hat) [...] So ist die gerade beim urbanen Nutzgärtnern so stark zelebrierte ‚Neue Bescheidenheit‘ eigentlich Luxus“¹⁰ (Schörgenhumer: Fragebogen 5, Anhang S. 126).

4.3.5 Warum gärtnern die Menschen im Gemeinschaftsgarten?

Wenden wir uns nun den Gärtner_innen selbst zu. Wie nehmen sie ihr gärtnerisches Handeln wahr und was schätzen sie daran am meisten? Um zu einer Antwort zu kommen, werde ich einerseits die Untersuchungen diverser Wissenschaftler_innen heranziehen. Andererseits werde ich auch die Ergebnisse meiner eigenen Befragung mit einbeziehen.

Bei der Betrachtung der Ursprungsmotive der aktuell florierenden urbanen Gartenaktivität gilt es zu beachten, dass Gründungs- und Gärtnermotive gleich sein können oder nicht, sich zumeist jedoch überschneiden. Das hängt vor allem davon ab, *wer* den Garten initiiert (Appel et al. 126). Da in Wien die allermeisten Gärten zumindest unter Beteiligung eines Teils der späteren Nutzer_innen ins Leben gerufen wurden, liegen beide Intentionen – die zur Etablierung eines Gemeinschaftsgartens und die zur Beteiligung an einem solchen- in den überwiegenden Fällen nah beieinander. Gestützt auf Rosol (2006: 216 sich beziehend auf Grubitzsch/Rexilius 1990 693ff.)

¹⁰ kursiv: Kessel

verstehe ich unter Motiv „mehr als lediglich ein Ziel oder einen Grund, welche lediglich Teil von Motiven sind“.

Am häufigsten wurde als Motiv für die Gründung eines Gartens in der Erhebung von Appel et al. „das Bedürfnis, die Nachbarschaft aktiv mitgestalten zu wollen“ (2011: 121), genannt. In vielen Fällen ist dabei eine vorhandene Brache im Viertel Anstoß zur Initiative, man will sie „wiederbeleben“, nutzen und so das „Viertel [...] stabilisieren“ (ibid.), es verschönern und begrünen oder einen Ort der Gemeinschaft schaffen (ibid.). In vielen Fällen ist, laut Appel et al., der Schritt zum Garten dann ein pragmatischer, um so einen Ort der gemeinschaftlichen Aktivität und „Handlungsräume“ (2011: 121) zu schaffen. Zumeist ist es jedoch umgekehrt- zuerst gibt es eine Intention, für die dann ein geeigneter Ort, eine Fläche, gesucht wird (ibid. 122). Ein weiterer, wiederholt genannter Grund ist die Schaffung eines Raums, in dem Kinder sich frei bewegen und spielen können und dabei im Kontakt mit Natur und dem Ursprung von Lebensmitteln sind (ibid. 121). Sie sollen (wieder) lernen können, dass Essen nicht im Supermarkt wächst.

Viele Gärten werden aber auch mit konkreten „ideellen, sozialen, politischen oder umweltbezogenen Zielen“ gegründet (ibid.). In diesen Fällen sind es zumeist Basisgruppen, die den Garten gründen, sie folgen der Logik der Selbstermächtigung und Aneignung von Raum, um *freien* Raum, in dem jede_r aktiv sein kann, zu eröffnen. Auch Integration, im weitesten Sinne des Wortes, ist ein Ziel, das zur Gründung von (interkulturellen) Gemeinschaftsgärten führt (Von der Haide 2011:269; Appel et al. 2011: 121). Hermann Signitzer von der Stadtpfarre Neumarkt etwa, will „Menschen eine ‚Fläche‘ [...] bieten, auf der sie Wurzeln schlagen können“ (Signitzer: Fragebogen 4, Anhang S. 125). „Ziele sind hierbei vor allem das Knüpfen von Kontakten beziehungsweise die Ermöglichung der persönlichen Netzworkebildung, das Lernen voneinander und nicht zuletzt die Möglichkeit der Selbstversorgung“ (Appel et al. 2011: 122). Im Falle der interkulturellen Gärten spielt oft eine Rolle, dass Migrant_innen andere Wege zu einem Garten (etwa über einen Kleingartenverein) nur sehr schwer zugänglich sind (ibid.). Über alle Formen der Gärten hinweg gilt als Ziel, die Wiederherstellung des Kontakts der Städter_innen mit dem Gärtnern, mit dem Prozess der ursprünglichen Lebensmittelherstellung und die Ermöglichung eines Zugangs zu kontrolliert ohne chemische Zusatzstoffe angebaute, hochwertiger und frischer Kost

(Appel et al. 2011: 123). Letzterer Grund wird von allen Beteiligten- Primär- wie Sekundärakteur_innen genannt.

Grundlegend ist, dass die meisten der Gemeinschaftsgärtner_innen kein Interesse daran haben, sich an einem traditionellen Kleingartenprojekt zu beteiligen (Appel et al. 2011: 121). Das hat mit einem veränderten Lebensstil zu tun, mit der Lage, der Erreichbarkeit der Gärten, mit den strukturellen Bedingungen der Kleingärten sowie mit der Organisation uvm.

Die Gründe für die Betätigung im Garten variieren zwischen den Nutzer_innengruppen sowie zwischen den Gartenarten. In der Literatur (etwa Rosol 2006: 217ff.; Appel et al. 2011:126) werden vor allem folgende angegeben: Freizeit an der frischen Luft, Garten als Ausgleich zum Alltag, Entspannungsfaktor, körperliche Aktivität, Wohlbefinden, erzieherische, umweltpolitische, soziale oder andere politische Intentionen, stadtplanerische (Mitgestaltung) und Rauman eignung. Aber auch die sozialen Aspekte, beispielsweise das Knüpfen von Kontakten innerhalb der Nachbarschaft oder zu Gleichgesinnten, spielen eine wichtige Rolle. Außerdem ist der eigenständige und kontrolliert ökologische Anbau von Lebensmitteln von Bedeutung, wobei die Eigenversorgung mit Gemüse und Obst zweitrangig ist, auch weil sie auf der Fläche eines Gemeinschaftsgartenbeetes quasi unmöglich ist. Es geht vielmehr um den richtigen Weg- darum, zu zeigen, dass es möglich ist. Rosol stellt außerdem ein zentrales Motiv in den Raum, das für alle Befragten wesentlich ist: „Es macht Spaß“ (Rosol 2006: 217f.).

Andrea Heisting er (2011: 308) zitiert aus einem Interview vom 2.11.2010 mit der Journalistin Ingrid Greisenegger, einer Gründerin der Aktion „City Farming“, auf deren Initiative deren „Starterpakete“ für zukünftige oder bereits aktive urban Gardeners verteilt wurden. Ihre Einschätzung der Gründe für die Beteiligung am Garten in der Stadt sind ähnlich wie jene Rosols. Auch Greisenegger nennt an erster Stelle die *Freude* an Pflanzen und der Pflanzarbeit. Außerdem seien viele Familien durch erzieherische Ziele motiviert – sie wollten ihren Kindern den Kontakt mit der Natur beibringen und sie erleben lassen, wie ihr Essen wächst. Immerhin handele es sich, Greisenegger zufolge, bei vielen der Hobbygärtner_innen gleichzeitig auch um „leidenschaftliche KöchInnen“ (ibid.). Auch die „kommunikative Funktion der Gärten“ sei von besonderer Bedeutung und führe immer wieder zur Öffnung von Privatgärten für eine

gemeinschaftliche Nutzung, häufig innerhalb des Freundeskreises. Zudem sei Gärtnern heute „schick“ (ibid.).

Die von mir befragten Expert_innen nennen konkret folgende Gründe:

Zum einen führen sie Gründe an, die auf der strukturellen Gesellschaftsebene begründet sind, aber eben auch Auswirkungen auf konkrete Menschen haben. So nennt Walter Galehr (Fragebogen 1, Anhang S. 121) etwa „Vereinsamung, Sehnsucht nach Rückzugsraum und sinnvoller Betätigung“ und sieht Gemeinschaftsgärten als Möglichkeit den „Gemeinschaftssinn [zu] stärken und [andere Gärtner_innen] kennen [zu] lernen“. Ihn selbst interessiert der stadtgestalterische Aspekt am meisten (Galehr: Fragebogen 1, Anhang S. 121).

Von Gärtner_innen aller Gartenarten (inklusive Selbsterntefelder) werden vor allem Naturverbundenheit und eine ökologische Grundeinstellung genannt (Appel et al. 2011: 126ff., Rosol 2006: 117ff.). Es geht in Gemeinschaftsgärten jedoch weniger um den konkreten Anbau von Gemüse, als vielmehr um das Knüpfen von Kontakten und den Gemeinschaftlichen Austausch (Appel et al. 2011: 128). 50% der befragten Gärtner_innen aus Gemeinschafts- und interkulturellen Gärten (die Autor_innen unterscheiden hier) halten die gemeinschaftlich und kommunikative Komponente des Gärtnerns für essentiell und geben diese als wichtigen Grund für ihre Beteiligung an einem solchen Projekt an (ibid.). Knapp 80% der Befragten in den Gemeinschafts- und 100% in den interkulturellen Gärten finden die Beziehung zu ihren Mitgärtner_innen „wichtig“ oder „sehr wichtig“ (ibid.).

In anderen Kontexten gibt es allerdings auch viel pragmatischere Bedürfnisse, deren Stillung (2005) im Gemeinschaftsgarten möglich wird- zum Beispiel *Hunger*. Rosol und Weiß beschreiben die Situation in Toronto, wo die Kürzung staatlicher Mittel zur Ausbreitung von Armut aufgrund fehlender Sozialabsicherung geführt hat. Hier wird durch Gemeinschaftsgärten ein Teil der Versorgung mit frischem Obst und Gemüse gewährleistet (Rosol/Weiß 2005: 4, 8-12). Vor allem die armen Bevölkerungsgruppen leben in Stadtteilen, die als *Food-deserts* beschrieben werden, was die Unterversorgung mit Einkaufsmöglichkeiten oder/und mit leistbaren Produkten bezeichnet, häufig in Kombination mit schlechter öffentlicher Anbindung an andere Stadtteile (Rosol/Weiß 2005: 8). Hier stehen die Gemeinschaftsgärten hoch in Kurs. Die Autorinnen warnen

hier vor einer Neuauflage der Armengärten und mahnen den Staat zur Rückübernahme seiner Verantwortung (ibid.:12).

Ella von der Haide, Severin Halder, Julia Jahnke und Carolin Mees (2011: 272ff.) haben weltweit mit Gärtner_innen gesprochen und sind auf folgende Beweggründe gestoßen: An erster Stelle stehen finanzielle Gründe. So werden vor allem Nahrungsmittel aber auch Heilkräuter angebaut, um eine Alternative zur Versorgung durch den städtischen Markt zu finden. Vor allem für in die Stadt migrierte ehemalige Landbevölkerung ist dieser Schritt, auch in der neuen Heimat etwas anzubauen, häufig selbstverständlich, gleichzeitig haben die Gärtner_innen zum Teil mit einer Stigmatisierung und sozialen Zwängen zu kämpfen. Denn die landwirtschaftliche und gärtnerische Aktivität wird als rückschrittlich angesehen (letzteres gilt beispielsweise für Gärtner_innen in Rio de Janeiro, vgl. Von der Haide et al. 2011: 272).

Ein solches Denken von Migrant_innen, die vom Land in die Stadt - häufig zusätzlich in ein neues Land- kommen, ist weit verbreitet. In Wien ist beispielsweise der Nachbarschaftsgarten Macondo damit konfrontiert, denn der Garten liegt inmitten einer Siedlung, in der Personen mit erfolgreichem Asylverfahren eine erste Mietwohnung erhalten. Viele freuen sich hier gärtnern zu können und vor allem vertraute Pflanzen anbauen zu können, andere haben kein Interesse und sehen das Gärtnern als Teil ihrer Vergangenheit und als rückschrittlich (Coca-Domínguez: 24.10.2013). Trotzdem geben manche der Gärtner_innen von Rio de Janeiro eben diesen Erhalt der kulturellen (ländlichen, indigenen etc.) Wurzeln als wichtige Intention an (Von der Haide et al. 2011: 272). Oft entwickelt sich aus einem anfangs unreflektierten, spontanen gärtnerischen Tun eine politische Agenda, wenn sich mehrere zusammentun und gemeinsam Missstände aufdecken und etwas ändern wollen. Desweiteren werden ebenso die Qualität, der Geschmack und die Chemiefreiheit der Eigenproduktion betont (Von der Haide et al. 2011: 272; Rosol/Weiß 2005: 11) Auch für den mitteleuropäischen Kontext geben verschiedene Autor_innen und Gartenexpert_innen den Anbau von „Pflanzen aus der Heimat“ (Rosol/Weiß 2005: 11, Coca-Domínguez 14.10.2013) als wichtigen Grund für die Beteiligung an einem der Gartenprojekte an. Zumeist handelt es sich hier um Menschen mit Migrationshintergrund. So bauen die afghanisch stämmigen Gärtner_innen in Macondo beispielsweise verstärkt ganz

bestimmte Arten Koriander und Lauch an, die sie zum Kochen verwenden (Coca-Domínguez 14.10.2013).

Ein weiterer Impuls für die Beteiligung an einem Gartenprojekt liegt in der gebotenen Erweiterung des Wohnraums, oder darin, überhaupt „[e]inen Ort zu haben/beanspruchen zu können“ (Signitzer: Fragebogen 4, Anhang S. 125). Cordula Fötsch etwa schreibt: „Oft ist der Garten auch ein erweitertes Wohnzimmer, ein Raum in dem ich einfach sein kann, den ich auch aktiv gestalten kann, gerade wenn Menschen eher beengt [l]eben“ (Fötsch: Fragebogen 3, Anhang S. 124). Das gilt besonders im städtischen Raum, wo großzügige Wohnungen für viele zu teuer sind (Rosol/Weiß 2005: 11).

4.4 Konflikte

Aus der bisherigen Analyse geht hervor, wie positiv die unterschiedlichen Projekte des gemeinschaftlichen und urbanen Gärtnerns von Wissenschaftler_innen, Teilnehmer_innen und mittlerweile auch Politiker_innen bewertet werden. Doch es darf nicht vergessen werden, dass Menschen, die sich einem gemeinschaftlichen Projekt zuwenden, eben auch Menschen sind. Brigitte Kratzwald stellte in ihrem Vortrag zum Thema Commons klar: „Commoners sind keine besseren Menschen- sie streiten und tragen Konflikte aus, wie alle anderen auch -, aber sie haben die Absicht es „zusammen“ zu versuchen (Kratzwald: 14.11.2013). Nicht umsonst führt Elinor Ostrom „leicht zugängliche Konfliktlösungsmechanismen“ als eine wichtige Bedingung für das Funktionieren von Commons an (Ostrom 1999: 117f.; Dietz et al. 2003: 1908-1910, u.a.). Ähnliches gilt auch für die Gemeinschaftsgartenprojekte. Appel et al. etwa stießen bei ihren Untersuchungen u.a. auf Konflikte und Probleme, die innerhalb der Gruppe relevant wurden, wie Machtrivalitäten, aber auch auf solche mit externen Akteuren. So kam es in einigen von den Autor_innen untersuchten Gartenprojekten zu „Ärger mit Nachbarn oder Vandalismus“ (Appel et al. 2011: 149). Wie bei anderen Commons, muss auch manchmal genau geklärt werden, wer genau Zugang hat. Aber auch, wer welches Beet erhält, das sonnigere oder das schattigere, kann zu Missstimmungen führen (Stummer-Kolonovits: Fragebogen G2, Anhang S. 133). Teilweise wird deshalb ein Rotationsverfahren eingeführt (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122). Walter

Galehr nennt u.a. etwa Lärm als möglichen Konfliktpunkt, außerdem den „hohe[n] Moderationsaufwand zwischen den Akteuren“ (Galehr: Fragebogen 1, Anhang S. 121). Manuela Lanzinger von der *umweltberatung* identifiziert folgende Konfliktfelder: „1) Gruppenfindung- fehlende Einigkeit in der Gruppe; 2) Auseinandersetzung mit GrundeigentümerInnen oder der Nachbarschaft; 3) Fehlende Finanzierung; 3) Falsche Erwartungen; 4) Zu geringe Kenntnisse über Gartengestaltung und –pflege (z.B. falsche Pflanzenauswahl, Auftreten von Krankheiten und Schädlingen)“¹¹ (Lanzinger: Fragebogen 6, Anhang S. 129).

Carmen Feichtinger, die gemeinsam mit anderen zwei Selbsternteparzellen gärtnerisch nutzt, spricht vor allem von strukturellen Veränderungen und Verboten, die als Reaktion auf das (vermutete) Fehlverhalten anderer etabliert wurden. So dürfen ab der nächsten Saison, Pflanzensetzlinge nur mehr direkt von der Betreiber_innenfamilie bezogen werden, um so die Bio-Qualität aller auf dem Terrain gepflanzten Pflanzen nachweislich garantieren zu können. „Leider fällt damit wahrscheinlich weg, die selbstgewonnenen oder getauschte[n] Samen zu verwenden“ (Feichtinger: Fragebogen G3, Anhang S. 135). Ebenso ein Hundeverbot wurde etabliert. Auch innerhalb ihrer Gärtner_innengemeinschaft kam es zu Missstimmung, „weil eine von uns etwas übermotiviert, eine Zeit lang fast täglich im Garten war und so ein wenig "dominant" geworden ist. Eigentumsdenken oder zu großer Eigensinn sind einem Gemeinschaftsgarten oder einem gemeinschaftlich genutzten Bereich nicht sehr förderlich und können zu Konflikten führen“ (Feichtinger: Fragebogen G3, Anhang S. 135).

Judith Stummer–Kolonovits beschreibt ebenfalls den unterschiedlich ausgeprägten Arbeitseifer der Gemeinschaftsgärtner_innen: „[M]anche machen viel, andere wenig, andere gar nichts; [das] wird als unfair erlebt“ (Stummer-Kolonovits: Fragebogen G2, Anhang S. 133). Desweiteren sei die Entscheidungsfindung aufgrund der basisdemokratischen Mechanismen „sehr kompliziert und mühsam“ (ibid.). Als konkrete Konfliktthemen nennt sie die Betreuung und die Kompetenzenverteilung bezüglich der Gemeinschaftsfläche. Hier schließt sich ihr Gärtnerkollege René Bolz an, der ganz konkret von der Grasaussaat schreibt (Bolz: Fragebogen G1, Anhang S. 132). Auch die Namensfindung für den Gemeinschaftsgarten war, laut Stummer-Kolonovits‘

¹¹ Nummerierung: Kessel

Angaben, besonders schwierig. Desweiteren kam es zu Problemen bei der Aufbereitung der Fläche. Die Auflagen durch das Baumschutzgesetz sowie der Haftungsschutz führten zu hohen Kosten und Verzögerungen, da ein Baum erst umgesetzt werden musste (Stummer-Kolonovits/Bolz: 16.10.2013).

Yara Coca- Domínguez beschreibt beim Rundgang durch den Nachbarschaftsgarten *Macondo* (24.10.2013) die besondere Konstellation der dort aktiven Gärtner_innen und die dadurch speziell entstehenden Konflikte. So kommt es, aufgrund der kulturellen Herkunft der Gärtner_innen, einerseits zu Gruppenbildungen, bedingt auch durch die schwierige Kommunikation, denn nur die wenigsten finden eine gemeinsame Brückensprache. Als Beobachterin und Betreuerin des Gartens für den Gartenpolylog hat Coca – Domínguez beobachtet, dass innerhalb einer von außen zunächst homogen scheinenden kulturellen Gruppe manche Personen aufgrund von inneren, sozio-kulturellen Strukturen ausgegrenzt wurden. Hier gilt es mit sehr viel Feingefühl zu agieren, vor allem dann, wenn die Sprache eine Barriere darstellt (Coca-Domínguez: 24.10.2013). In *Macondo* läuft auch sonst einiges etwas anders als etwa im Grätzlgarten 9, wo eine sehr homogene Gruppe gärtert (Stummer-Kolonovits/Bolz: 16.10.2013) – der Garten versucht offener zu sein und flexiblere Strukturen zu bieten, um auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der Gärtner_innen, die hierher kommen, eingehen zu können. Beispielsweise wissen viele nicht, wie lange sie in der Siedlung leben werden, was eine langfristige Planung schwierig macht. Unterschiedliche Beetgrößen werden teilweise als ungerecht empfunden, was Konfliktpotenzial birgt. Außerdem konzentrieren die meisten ihr Engagement auf das eigene Beet und beteiligen sich nicht an den gemeinschaftlich genutzten Flächen. Zusätzlich, ist der Nachbarschaftsgarten *Macondo* mit Problemen beschäftigt, die in jeder Nachbarschaft auftauchen (können): Es gibt Nachbarschaftsstreitigkeiten um Wasserzugang, die Einhaltung oder Nicht-Einhaltung gesetzlicher Vorgaben sowie Unmut über die Gartengestaltung (ibid.: 24.10.2013).

Ein ganz anderer Aspekt, der nicht vernachlässigt werden sollte, ist der der Nutzungskonkurrenz. Die Anlage eines Gemeinschaftsgartens schließt andere von der Nutzung aus, zumindest wenn ein Zaun gebaut wird, was in Wien verpflichtend ist. Doch selbst, wenn es keinen Zaun gibt, wird die Nutzungsart des Terrains festgeschrieben. Klaus Fresser von den Wiener Wohnpartnern nennt folgendes Beispiel:

„[V]ielleicht haben Hundebesitzer die Wiese bereits seit Jahren informell als Hundezone beansprucht, plötzlich kommen da Gemeinschaftsgärtner daher“ (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122). Auch mit den Grundeigentümer_innen kann es zu Konflikten kommen, „wenn Flächen, die gärtnerisch genutzt werden, plötzlich verkauft und verbaut werden sollen“ (Fötsch: Fragebogen 3, Anhang S. 124).

Es zeigt sich, Gemeinschaft – ob im Garten oder sonst wo – ist nie konfliktfrei, aber darauf kommt es nicht an. Wichtig ist der Wille der Beteiligten, die Bereitschaft „es miteinander zu versuchen“, eine gemeinsame Praxis zu finden, alle einzubeziehen (vgl. Kapitel 4.2.1) und schließlich zu sehen, dass „[e]in Garten [...] ein breites Feld [bietet], [...] Konflikte auszuhandeln...“ (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122).

4.5 Gefahren

In der wissenschaftlichen Literatur sowie in den sonstigen Medien werden Gemeinschaftsgärten überwiegend positiv dargestellt. Als Grünflächen im urbanen Raum, auf denen zumeist auch auf ökologisch–biologische Gärtnertechniken wertgelegt wird, tragen sie zur Verbesserung der Luft bei und wirken ausgleichend auf das Mikroklima. Sie bieten Raum für Erholung und in-sich-ruhende, sinnliche Tätigkeit. Sie dienen Bildungszwecken und konstituieren, ganz nebenbei, noch Gemeinschaft. Außerdem fördern sie die Verbundenheit im Viertel, Grätzl oder Kiez. In dieser euphorischen Begutachtung der unterschiedlichen Gemeinschaftsgärten liegen jedoch auch Gefahren. Zum einen dürfen Gemeinschaftsgärten nicht zum Universalheilmittel ernannt werden. Sie dürfen nicht zum Ersatz für politische Verantwortungsübernahme werden. Zu dieser Stellungnahme kommen auch Rosol und Weiß. Sie warnen mit Bezug auf Gartenprojekte in Toronto vor der Entstehung eine „Parallelsystems“, einer billigen Alternative zu einem funktionierenden Sozialsystem (Rosol/Weiß 2005:12). Denn durch die Gärten werden die Ursachen für die Ungleichverteilung nicht bekämpft (ibid. 11).

„Folglich muss bei aller Wertschätzung der Gärten und GärtnerInnen hier wie dort vor der Gefahr politischer Instrumentalisierung gewarnt werden. Denn ebenso wenig wie die Gemeinschaftsgärten als Ersatz für öffentliche Grünflächen geeignet sind, dürfen sie als Ersatz für eine soziale Grundsicherung gelten“ (Rosol/Weiß 2005: 12).

Wie aus der Aufnahme von Gemeinschaftsgärten und Programmen wie „Garteln ums Eck“ in die politische Stadtagenda ersichtlich ist, hat mittlerweile auch die lokale Politik

das gemeinschaftliche Gärtnern für sich entdeckt. Werner warnt in diesem Zusammenhang vor der politischen und medialen Instrumentalisierung von Gemeinschaftsgärten für Zwecke, die nicht im Einklang mit dem Bestreben der Gartengemeinschaft sind und nicht durch sie kontrolliert werden können (Werner 2011: 74). Durch die Förderung der Gartenprojekte mit öffentlichen Geldern besteht außerdem die Gefahr der Etablierung einer Abhängigkeitsbeziehung. Sobald ein Unterfangen von einem öffentlichen Budget abhängt, kann diesem die Einwilligung und Erfüllung von bestimmten Verbindlichkeiten abverlangt werden, was den Charakter des Projekts verändert. Das passiert im Wiener Kontext bereits bezüglich der Errichtung von Zäunen bzw. in der Umsetzung des Baumschutzes etc. (vgl. Coca-Domínguez 24.10.2013; Stummer-Kolonovits/Bolz: 16.10.2013). Einige Gartenprojekte lehnen deshalb eine Finanzierung durch staatliche Gelder grundsätzlich ab.

4.6 Exkurs: Gentrifizierung

Gentrifizierung bezeichnet gemeinhin einen Prozess der Aufwertung eines städtischen Wohngebiets (Friedrichs 1996: 7). Das englische *gentry* bedeutet eigentlich „people of high social class“ (Cambridge Dictionaries Online) oder, im weiteren Sinne, Adel. Die Verbindung zu diesem etymologischen Ursprung besteht heute jedoch nur mehr indirekt, worauf im Folgenden genauer eingegangen werden soll. Erstmals wurde der Begriff *gentrification* von Ruth Glass angeführt (1963). Sie gebrauchte ihn in einem ironischen Sinn, „to point to the emergence of a new ‚urban gentry‘, paralleling the traditional eighteenth – and nineteenth-century rural gentry who comprised the class strata below landed aristocracy“ (Hamnett 2000: 31). Sie schloss in den komplexen Prozess der Gentrifizierung verschiedene Vorgänge mit ein: die physische Verbesserung der Gebäude, eine Veränderung der Belegschaft von Mieter_innen zu Eigentümer_innen, Preissteigerungen und die Verdrängung der Bevölkerungsschicht der Arbeiter_innen durch die Mittelklasse (Hamnett 2000: 331). Im Deutschen wird zumeist zwischen *Gentrifizierung* (dem Prozess) und *Gentrification* (dem Ergebnis von Gentrifizierung) unterschieden (Jamnig 2014: 6 mit Bezug auf Dangschat 1988: 272).

Ausschlaggebend für die Ingangsetzung von Gentrifizierung ist eine Kombination ökonomischer wie soziokultureller Veränderungen. So schreibt Hamnett, dass

Gentrification überwiegend in „late twentieth-century postindustrial service-based cit[ies]“ (Hamnett 2000: 334) zu finden ist. Die veränderte wirtschaftssektorale Ausrichtung der Stadt an sich und der innerstädtischen Viertel im Speziellen führt zu einem Wandel der Beschäftigungsstruktur. Angestellte verdrängen Arbeiter_innen. Jedoch reicht das nicht zur Erklärung aus. Auch weitreichende Prozesse des gesellschaftlichen Wandels spielen eine Rolle. So haben sich Lebensweise und *Lebensstil* der Menschen verändert. Blasius und Dangschat bestimmen fünf ausschlaggebende Veränderungsprozesse für Gentrifizierung: 1) eine Veränderung der Wirtschaftsweise; 2) Veränderungen der Bevölkerungsstruktur; 3) Veränderungen der Lebensstile; 4) Veränderungen der Nachfrage nach Wohnungen; und schließlich 5) Veränderungen in der Stadtplanung und –politik (vgl. Blasius/Dangschat 1990: 19). Diese Prozesse sind alle miteinander verknüpft, müssen aber nicht immer gleichzeitig auftreten. So haben längere Ausbildungszeiten, die von einer zunehmend auf den Dienstleistungssektor ausgerichteten Wirtschaft verursacht wurden, unter anderem zu späteren Familiengründungen geführt (ibid.: 22). Das wiederum bedeutet mehr Single – Haushalte, auf deren Bedürfnisse sowohl die Stadtplanung als auch private Immobilienbesitzer_innen eingehen müssen etc..

Die Bewertung von Gentrifizierungsprozessen fällt unterschiedlich aus, je nach Blickwinkel und konkreten Rahmenbedingungen. Busse (1990) zeigt sowohl positive als auch negative Folgen von Gentrifizierung auf. Prinzipiell kann die Aufwertung von teilweise verkommenen Vierteln positiv gesehen werden- (historische) Gebäude werden saniert, es kommt zur Wiederbelebung des Viertels und zur Neuansiedelung und einer Durchmischung der Bevölkerung (ibid.: 208). Leerstände gehen zurück, neue Unternehmen, Geschäfte und Gastronomiebetriebe werden angelockt (ibid.). Diese wachstumsorientierte Betrachtungsweise blendet aber häufige soziale Folgen aus (Busse 1990: 208f.). Denn Gentrifizierung führt zu höheren Miet – und Kaufpreisen von Wohnungen und damit zu einer Verdrängung der sozial Schwächeren (ibid.). So kann Gentrifizierung zur räumlichen Segregation führen (Jamnig 2014: 14). Akteure der Gentrifizierung sind u.a. Stadtplaner_innen, Politiker_innen und Investor_innen (Blasius/Dangschat 1990: 18f.). Der Einfluss der Politik ist allerdings eingeschränkt und kann gegebenenfalls lediglich mildernd wirken, einen Gentrifizierungsprozess aber kaum stoppen oder von vornherein in Gang bringen, so Busse (1990:2010).

Primär gibt es zwei unterschiedliche Ansätze zur Erklärung von Gentrifizierung- einen nachfrageseitigen und eine angebotsseitigen. Der nachfrageseitige Erklärungsansatz sieht Gentrifizierung als eine notwendige Reaktion auf die Bedürfnisse der sogenannten *Gentrifier*, bzw. *Pioniere*, jener Gruppe von überwiegend besser Gebildeten und Verdienenden, die auf der Suche nach zentralen, aber gut erhaltenen Wohnungen sind. Der Ansatz stammt von David Ley (vgl. Jamnig 2014: 21; Hamnett 2000: 333). Die angebotsorientierte Erklärung stammt von Neil Smith (1979) und geht davon aus, dass Gentrifizierung von Akteuren mit Kapital ausgelöst wird, weil diese in die Bausubstanz investieren. Sprich, Hauseigentümer, Wohnungsmakler, Immobilienunternehmen geben den Impuls für den Gentrifizierungsprozess (Hamnett 2000:332f.; Jamnig 2014: 23f.). Über diese wirtschaftlichen Erklärungsmodelle hinaus gibt es noch einige soziologische Ansätze, die im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht behandelt werden können (eine gute Übersicht findet sich bei Jamnig 2014). Essentiell für die Komplexität des Gentrifizierungsprozesses ist jedoch zu verstehen, dass eine Verkürzung auf rein ökonomische oder rein kulturelle Faktoren unzulässig ist- nur das Zusammenwirken beider Einflussbereiche führt letzten Endes zu Gentrifizierung (Ausnahmen gibt es nur in sehr kleinflächigem Rahmen) (Hamnett 2000: 334).

Um die Gradwanderung zwischen sozialverträglicher Stadterneuerung und der Verdrängung der Ursprungsbevölkerung zu schaffen, braucht es demnach Steuerung der Kapitalisierungsprozesse seitens der Kommunen (Müller 2011: 50). Aufwertung und Verbesserung der Lebensqualität eines Stadtteils gehen allzu leicht in ungewollte Gentrifizierung über. „Das Perfide an Gentrifizierungsprozessen ist, dass sie sich hinter dem Rücken und gegenläufig zu den Intentionen der zivilgesellschaftlichen Akteure abspielen“ (Müller 2011: 50). Das zeigt auch das Beispiel Leipzig, wo Gemeinschaftsgartenprojekte als kostengünstige und „grüne“ Zwischennutzung, mit dem Ziel der Quartiersentwicklung propagiert wurden (Baier 2011: 176). Aus einer Eigeninitiative der Anrainer_innen des heutigen „Bildhauerviertels“ ist der Nachbarschaftsgarten in der Josefstraße entstanden und hat maßgeblich zur Wiederbelebung und (Neu-)Entdeckung des Stadtteils geführt. Heute ist die Straße „ausverkauft“ (Baier 2011: 178f.).

Auch Lange beschreibt im Kontext der Kreativwirtschaft der Städte, wie es durch kreatives Entrepreneurship, sogenanntes Culturepreneurship, zu einer Aufwertung von

Brachen und schließlich unter Umständen zu einem Gentrifizierungsprozess kommen kann (allerdings vermeidet er diesen Begriff). „Die Orte und Flächen waren zunächst aus der traditionellen Verwertungslogik gefallen und nicht mehr auf dem Radar des Alltags. Sie wurden dann neu als spannungsreich bewertet sowie kreativ einer neuen Nutzung unterzogen. ...“ (Lange 2011: 114)

Eines der berühmtesten Beispiele für Gentrifizierungsprozesse, das u.a. durch erfolgreiches Guerilla Gardening und darauf folgende soziale Revitalisierung zurückzuführen ist, ist New York (u.a. Appel 2011: 35; Kletzer 2008: 8). Viele Gärten mussten hier Bauvorhaben weichen, nachdem die Viertel gerade durch gärtnerische und andere Aktivitäten wieder attraktiver geworden waren.

Wiener Beispiele für Gentrifizierungsprozesse gibt es zahlreiche. Eines der Viertel, wo ein besonders langanhaltender Gentrifizierungsvorgang beobachtbar und empirisch-statistisch nachvollziehbar ist, ist Raphael Sperl zufolge, das Viertel rund um das Museumsquartier im 7. Wiener Gemeindebezirk. Aber auch in anderen, außerhalb des Gürtels gelegenen und damit weniger zentralen Bezirken, können solche Tendenzen nachgewiesen werden- so etwa im 15. und im 16. (hier verstärkt im Brunnenviertel) Bezirk (Sperl 2012: 81f.). Das markanteste dieser Beispiele ist unbestritten „Neubau“, der 7. Bezirk, der in den 1960ern noch als „Armenviertel“ galt und von Bevölkerungsabwanderung geprägt war, heute jedoch zu einer der „angesagtesten“ und teuersten Gegenden der Stadt gehört. Ausgelöst wurde der Aufwertungsprozess im Falle Neubaus durch städtische Sanierungsmaßnahmen und massive Investitionen in Kulturprojekte in diesem Stadtteil (ibid. 83ff.). Sperl bezeichnet etwa das Museumsquartier als „wichtigsten Pull-Faktor des Gebietes“ (Sperl 2012: 84). Der Gentrifizierungsprozess im 7. Bezirk gilt heute als abgeschlossen. Die ursprüngliche Bevölkerung wurde größtenteils vertrieben, aber auch die Pioniere, die ersten Kunstschaffenden, Culturpreneure, die sich dort angesiedelt hatten, sind schon vielfach weitergezogen. Aktuell wird das Viertel als eine der besten Wohngegenden Wiens wahrgenommen und hauptsächlich vom Mittelstand bewohnt (ibid.: 88).

5 Zusammenführung und Hypothesenüberprüfung

Ausgehend von den aus der Studie der Literatur über die Gemeinschaftsgärten und die in ihnen beschäftigten Gärtner_innen gewonnenen Erkenntnissen sowie dem Vergleich der beantworteten Fragebögen, die ich an Expert_innen und Gärtner_innen versandt hatte, möchte ich mich nun an die Überprüfung der zu Anfang gebildeten Hypothesen machen, um eine Antwort auf die Fragen zu finden, die ich mir zu Beginn gestellt hatte.

In dieser Arbeit, versuche ich herauszufinden, ob die gemeinschaftsgärtnerische Aktivität eine sozio-kulturelle Praxis darstellt, die sozial distinktiv wirksam ist und einen (neuen) Lebensstil auszeichnet. Auch die Gründe hierfür sollen erläutert werden. Außerdem gehe ich der politischen Dimension der heutigen Gemeinschaftsgärten und ihrer Verbindung zu dem Guerilla Gardening der 1970er Jahre nach. Die ersten zwei der von mir aufgestellten Hypothesen sind der Frage der Beurteilung der Gemeinschaftsgärten als Lebensstil, der in den Gemeinschaftsgärten als Quelle von sozialem und kulturellem Kapital wurzelt, zugeordnet. Die Hypothese 3 dagegen befasst sich mit dem Aspekt der möglichen politischen Reichweite und Intention der Gartenprojekte. Damit bilden die Hypothese 1 und 2 ein sehr enges Konstrukt, sie bauen aufeinander auf, während die Hypothese 3 etwas eigenständiger ist. Aus diesem Grund wurde bei der Überprüfung der Hypothesen eine große Zweiteilung unternommen. In Punkt 5.1 werden zunächst die Hypothesen 1 und 2 überprüft, anschließend wird der Hypothese 3 im Kapitel 5.3 nachgegangen.

5.1 Soziale Distinktion durch „Garten“ als Lebensstil

Wie angekündigt, werden in diesem Kapitel die Hypothesen 1 und 2, die eng miteinander verknüpft sind, überprüft. Gemeinsam beantworten sie die primäre Fragestellung dieser Arbeit bereits in überwiegendem Maß. Nämlich, ob und in welcher Art die aktuelle Gartenbewegung als Ausdruck eines gesellschaftlichen Wandels gesehen werden kann, und wie sich dieser Wandel äußert. Eine Beantwortung ist dabei nur in der gemeinsamen Betrachtung der beiden Hypothesen möglich, da sie aufeinander aufbauen. Mithilfe der Ausführungen Bourdieus über die Wirkungsweise

der verschiedenen Formen von Kapital auf den Habitus und der Weiterführung seiner Theorie zur Bestimmung von Lebensstilen, soll nun analysiert werden, was im Zusammenhang mit den Gemeinschaftsgärten und den dort Gärtnernden an Informationen gesammelt wurde.

Zur Erinnerung führe ich die beiden Hypothesen hier noch einmal an:

Hypothese 1:

Die Gründung von Gemeinschaftsgärten im öffentlichen Raum entspricht der Schaffung von neuem kulturellem und sozialem Kapital, das vom ökonomischen Kapital weitgehend entkoppelt ist (es ist nicht direkt in ökonomisches Kapital umwandelbar).

Hypothese 2:

Gärtnern im Gemeinschaftsgarten kann als Teil der sozialen Praxis angesehen werden und konstituiert damit eine (neue?) Gemeinschaft, die sich durch diesen Lebensstil als Teil ihres Habitus auszeichnet. In unserer kulturalisierten Gesellschaft gibt es somit einen (neuen) Lebensstil, der nicht danach strebt, kulturelles und soziales Kapital in ökonomisches umzuwandeln, sondern vielmehr seine „Wertsteigerung“ durch die Vermehrung des kulturellen und sozialen Kapitals verwirklicht sieht.

5.1.1 Gemeinschaftsgärten als Kapital

In Bourdieus Verständnis der Gesellschaft ist das menschliche Handeln immer auf ein bestimmtes Ziel, nämlich die Verbesserung der eigenen Position im gesellschaftlichen System, zurückzuführen. Allerdings kann dieser Absicht sowohl bewusst als auch unbewusst Folge geleistet werden. Zudem wird die Absicht hinter der Handlung, die auf die Anhäufung von Kapital in einer oder mehrerer seiner Erscheinungsformen abzielt, unter Aufwendung von mehr oder weniger Energie und Kosten, umgewandelt und somit verschleiert – vor anderen und zumeist auch vor der handelnden Person selbst (vgl. Kapitel 2). Wie ist diese Interpretation der gesellschaftlichen Dynamik nun auf die Bewegung des Gemeinschaftsgärtnerns umzulegen?

Wie im Kapitel 4.3 gezeigt wurde, führen die unterschiedlichsten Gründe verschiedenste Menschen in den Garten. Die einen suchen einen Ausgleich zum arbeitsreichen Alltag, die anderen haben Zeit, weil sie gerade nicht arbeiten. Die einen suchen aktiv den Kontakt zu anderen, die anderen suchen die Ruhe im Garten. Manche

wollen selbst lernen, andere wollen ihre Kinder lehren. Es kann also bestätigt werden, dass die Menschen nicht „einfach so“ Mitglied eines Gemeinschaftsgartens werden. Sie alle erwarten einen bestimmten Gewinn. Aufgrund der immensen Nachfrage nach Beeten in bestehenden Gemeinschaftsgärten und dem rasanten Anstieg der Zahl von Gemeinschaftsgärten, kann davon ausgegangen werden, dass diese Erwartungen in den meisten Fällen auch erfüllt werden (vgl. Appel et al. 2011; Von der Haide et al. 2011 uvm.). Das heißt, die Gärtner_innen finden tatsächlich das, was sie suchen, und oft mehr. Doch wie lässt sich dieser Gewinn in Form von Kapital ausdrücken?

Finanzieller Gewinn ist im Gemeinschaftsgartenbeet, vor allem im Wiener Kontext, letztlich ausgeschlossen. Die Beete sind zu klein, um von ihrem Ertrag leben zu können. Heistinger (2011: 316, gestützt auf Angaben aus Natur im Garten 2000) gibt als Richtwert, abhängig von Sonnenexposition, Bodenqualität, Bepflanzungsdichte etc., 25m² Nutzgarten pro Person an, soll eine teilweise Selbstversorgung mit Gemüse, Kräutern, Beeren und Obst gewährleistet werden- Flächen für Wege und Kompost sind hier inbegriffen. Für die weitgehende Selbstversorgung veranschlagt sie schon 70m². René Bolz, der selbst im Grätzlgarten 9 gärt, schafft es immerhin, „mehrere Wochen“ in „einem guten Erntejahr“ sein Abendbrot mit dem geernteten Gemüse zu bestreiten (Fragebogen G1, Anhang S. 132). Doch wirklichen finanziellen Ertrag bringt das nicht, weder durch den Ersatz von gekaufter Nahrung durch die selbstgeerntete, geschweige denn durch einen Verkauf. Im Gegenteil- die Gärtner_innen investieren sowohl zeitliche als auch finanzielle Ressourcen, um sich an dem Projekt beteiligen zu können. Die rein finanzielle Aufwendung mag nicht sonderlich hoch sein, doch der „Zeitverlust“, im Sinne der für die remunerierte Erwerbstätigkeit verlorene Zeit, ist nicht unwesentlich. Judith Stummer-Kolonovits, ein Gründungsmitglied und aktive Gärtnerin im Grätzlgarten 9, etwa gibt die jährlichen Beiträge mit 100€ bzw. 80€ pro Jahr an- abhängig von den Ausgaben (für Pacht, Wasser etc.), die im Garten für alle gemeinsam entstehen. Sie hat, genau wie andere, auch eine Kautions von 136 € für den Garten übernommen (Fragebogen G2, Anhang S. 133). Gemeinschaftsausgaben wurden etwa für den Zaun, die Gartenhütte, Gartengeräte und Material für Hochbeete sowie Erde verwendet, wobei auch Fundraising betrieben wurde (was sehr zeitaufwendig sein kann). Dazu kommen Ausgaben für die eigenen Beete (vgl. *ibid.*). Für die zwei Selbsternteparzellen (à 40m²), die Carmen Feichtinger gemeinsam mit anderen in Hirschstetten pachtet, fallen pro Parzelle und Saison 129€ (2013) an (Fragebögen). Ihre

Ernte essen die Gärtner_innen (alle drei Befragten) selbst, bei Überschüssen wird sie auch verschenkt. Feichtinger etwa gibt an, ihre Ernte „[s]chwesterlich und brüderlich [zu] teilen, her[zu]schenken, haltbar [zu] machen, ein[zu]frieren oder natürlich sowieso gleich [zu] verkochen und mit Genuss [zu] verspeisen“ (Fragebogen G3, Anhang S. 135). Auch Manuela Lanzinger von der *umweltberatung* nennt in ihrer Einschätzung der Gründe für das gemeinschaftliche Gärtnern zuerst „[e]igenes Gemüse zu ernten [und] [v]erfügbare Freiräume für Pflanzen [zu] nutzen“ (ibid. Fragebogen 6, Anhang S. 129).

Nun interpretiert Bourdieu „Schenken“ als Vorschussleistung in sozialen Beziehungen, aus denen zu einem späteren Zeitpunkt Kapital geschöpft werden kann (vgl. Kapitel 2). Das Schenken etabliert eine Beziehung, eine Schuld gegenüber dem/der Schenker_in. In diesem Sinne können die geernteten Leckereien auch außerhalb der Gartengemeinschaft gemeinschaftsbildend wirksam sein und stellen somit eine Quelle des sozialen Kapitals dar. Auch innerhalb der Gartengemeinschaft wird beständig getauscht, geteilt und gemeinsam geleistet. Das bringt schon die räumliche Anlage der Gärten mit sich. Sie sind Gemeinschaftsraum- niemand hat einen Zaun um seinen Abschnitt- die Gärtner_innen treffen sich ständig im Raum, müssen die Nutzung der Geräte, des Wassers, etc. absprechen. Viele Gärten sind zudem so eng, dass sich die Gärtner_innen immer wieder „in den Weg“ kommen. Das für die Konstituierung von Gemeinschaft so nötige Teilen wird demnach mehr oder weniger erzwungen bzw. von den Gemeinschaftsgärtner_innen bewusst gewählt oder zumindest in Kauf genommen, haben sie sich doch für diese Variante des urbanen Gärtnerns entschieden und nicht etwa für einen traditionellen Kleingarten (diese Entscheidung kann selbstverständlich unterschiedlichste Hintergründe haben, von finanziellen über die Dauer der Bindung, über die räumliche Entfernung bzw. die Erreichbarkeit der Gärten etc. (vgl. Appel et al. 2011)). Lanzinger sieht diese gemeinschaftliche Herausforderung gleichzeitig als gemeinschaftskonstituierend und profitabel im Sinne eines Dazulernens:

„Um das Projekt zu starten, ist sehr viel Eigeninitiative und Selbstorganisation erforderlich. Gruppendynamische Entscheidungsprozesse müssen gemeinsam durchlebt werden. Durchhaltekraft, beständiges Arbeiten im Garten, Auseinandersetzung mit Gartenpflege, faires Verhalten sind wesentliche Kompetenzen, die dabei erworben werden!“ (Lanzinger: Fragebogen 6, Anhang S. 129).

Der Garten ist so auch ein Lernort. Die Menschen in der Gartengemeinschaft lernen voneinander. Die wenigsten sind dabei Experten- sogar die Gründer der Prinzessinnengärten beschreiben ihre Idee, ihr Gartenanliegen so:

„Hauptziel unserer Arbeit sind niederschwellige Bildungs- und Beteiligungsmöglichkeiten. Nomadisch Grün arbeitet an der Entwicklung von urbanen Gärten als Orten gemeinsamen Lernens. [...] Bei all dem [den Gartenaktivitäten] sind wir selber keine Profis oder Experten. Durch gemeinsames Ausprobieren und das Austauschen von Erfahrungen und Wissen eignen wir uns nicht nur alte Kulturtechniken wieder an, sondern lernen gleichzeitig gemeinsam vieles über biologische Vielfalt, Stadtökologie, Klimaanpassung, Recycling, nachhaltige[n] Konsum und zukunftsfähige Formen städtischen Lebens“ (Nomadisch Grün/Prinzessinnengärten: online).

Nach Bourdieu deckt sich kulturelles Kapital in vielen Bereichen mit dem Bildungsbegriff. Er beschreibt Schulbildung, aber ebenso Formen „informeller“ Bildung, wie die Bildung und Erziehung in der Familie. Auch die Bildung im Garten zählt hierzu, denn das Gärtnern ist eine Kulturtechnik. Obwohl Landwirtschaft und Gärtnern zumeist als „Subsistenztechniken“ abgetan wurden (vgl. Bennholdt – Thomsen o.J.; Taborsky 2008: 14), so sind sie doch Ursprung jeder anderen Form von Kultur.

„[K]ulturelle Praxis [...] ist das Gärtnern immer und sogar in einem sehr grundlegenden Sinn, geht es doch um Kultur ‚colere‘ [lateinisch für], das Bauen, Pflegen, Kultivieren der Natur im Garten zur Schaffung menschlichen Lebensraums, zum Setzen menschlicher Lebens-Zeichen“ (Schörghumer: Fragebogen 5, Anhang S. 126).

Im heutigen Trend zum Garten (Heistinger 2011: 308, aus dem Interview mit der Journalistin Greisenegger vom 2.11.2010 zitierend) zeichnet sich eine Neubewertung des Gartens und der dort praktizierten Kulturtechniken ab. Die Menschen schätzen Garten und Gärtnern wieder mehr als grundlegendes Wissensgut, als Kulturgut. Es lohnt gärtnern zu lernen. Viele Eltern äußern als wichtigen Grund für ihre Beteiligung am Gemeinschaftsgarten, den Wunsch, ihren Kindern den Kontakt mit der Natur zu ermöglichen und sie so einen bewussten Umgang mit Nahrung zu lehren (Rosol 2006: 217ff.; Appel et al. 2011:126). In der Folge führt das auch zu einer Aufwertung des Gärtnerns als symbolischem Gut- die Personen, die gärtnern, können dieses symbolische Kapital als „Vertrauensvorschuss“ einsetzen (vgl. Bourdieu Kapitel 2), was ihnen unter Umständen die Knüpfung neuer Kontakte und somit die Erlangung von mehr sozialem Kapital ermöglicht.

Im Kontext von Neoliberalisierung, Individualisierung und der Beschäftigung in neuen Berufsfeldern abseits der klar strukturierten Arbeitsorganisation des Wohlfahrtsstaats greifen die „alte[n] Systeme der kollektiven Organisation wie Gewerkschaften [...] nicht mehr“ (Lange 2011: 108). Auch die „Erwartungshaltungen der Individuen [verändern sich im] Spannungsfeld glamouröser Berufsbilder und Hoffnungen auf gesellschaftlichen Statusgewinn“ (Lange 2011: 108). Ihr berufliches Tun ist geprägt durch Pragmatik. Sie konstruieren eigene Netze dort, wo früher staatliche Sicherheit

geboten wurde, und arbeiten daran „...symbolische Güter [zu] produzieren, deren Bewertung nicht nur monetären Kriterien unterliegt“ (ibid.: 109). Sie schaffen symbolisches und soziales Kapital, teilweise in der Hoffnung auf Umwandlung nach Bourdieu (ibid.). Teilweise haben aber kulturelles, soziales und symbolisches Kapital das ökonomische schon abgelöst. Die „Netzwerkgesellschaft [...] basiert in weiten Teilen auf einer Ökonomie der Kontribution (Beitrag) und Reputation (Anerkennung)“ (ibid. 110). In Bezug auf die kreativwirtschaftenden Culturepreneurs, zu denen beispielsweise auch die Gründer_innen der Prinzessinnengärten zählen, schreibt Lange: „Soziale Sicherheit ist in informelle Netzstrukturen eingeschrieben, auf den Staat will man sich zunehmend weniger verlassen“ (Lange 2011: 114). Das trifft aber auch für andere Gärtner_innengemeinschaften zu- sie bauen sich außerhalb ihrer Berufspraxis ein Sicherheitsnetz auf, das sie sozial und ein Stück weit auch versorgungstechnisch auffängt.

Kulturelles Kapital nach Bourdieu ist nicht bloße Ausbildung. Es findet sich auch in Anklängen eines ganzheitlichen Bildungskonzepts nach Wilhelm von Humboldt wieder. Zwar schreibt Bourdieu von der institutionalisierten Form des Kulturkapitals in akademischen Titeln, jedoch schreibt er auch über die Fähigkeit, die erst erworben werden muss, um Musik, Kunst und Literatur genießen zu können. Ebenso ist die Fähigkeit des Naturgenusses zwar prinzipiell (Taborsky 2008; Richard: 2011; u.a.) im Menschen tief verwurzelt, sie zu praktizieren, sich dem veränderten Rhythmus des Gartens anzupassen, muss allerdings von vielen erst wieder erlernt werden. Dieser Wunsch kommt aus den Menschen (Borgstedt 2011) und führt zu einer Neubewertung des Gärtnerns und seiner Begleiterscheinungen – von Recycling, Bricolage, über richtige Kompostierung und ökologische Düngung bis hin zur Weiterverarbeitung, zum Kochen und zu einer gesunden Ernährung und Lebensweise.

So sehe ich die Hypothese 1 als bestätigt an. Der Gemeinschaftsgarten ist Quelle für kulturelles und soziales Kapital- die Vermehrung der Gartenprojekte gleicht einer Vermehrung dieser Formen des Kapitals. Jedoch sollte Bourdieus Kapitalbegriff noch um eine weitere Art des Kapitals ergänzt werden, um so der notwendigen Verknüpfung zur Subsistenz gerecht zu werden. Denn Garten bietet vor allem Raum für die Schöpfung von neuer Kraft, von Erholung- manche mögen es Spiritualität nennen (Appel et al. 2011: 149; Doron 2005: 54, Richard 2011 uvm.), andere Sinnlichkeit

(Borgstedt 2011). Klar ist, dass viele Menschen das Bedürfnis danach empfinden, und diesem Bedürfnis sollte Rechnung getragen werden - in der Wissenschaft- wie in der Gestaltung der Lebenswelt der Menschen, sprich in der Politik.

5.1.2 Gemeinschaftsgärtnern als Lebensstil

Wir haben gesehen, dass das gemeinschaftliche Gärtnern für viele eine Quelle sowohl sozialen als auch kulturellen Kapitals darstellt. Außerdem stellt es eine Bereicherung für die Subsistenz dar, für die eigene Erfrischung und einen Ausgleich zum Alltag unserer neoliberalen Gesellschafts- und Wirtschaftsweise. Es gibt mittlerweile viel Nachfrage nach Beeten in Gemeinschaftsgärten, und auch die Zahl solcher Gärten wächst beständig. Im Zuge der Überprüfung der Hypothese zwei möchte ich nun darlegen, warum ich das Gärtnern in diesem Sinne als soziale und kulturelle Praxis und in weiterer Folge als Teil des Habitus verstehe, der von einer wachsenden Bevölkerungsgruppe als Lebensstil gewählt wird.

Durch ihren Lebensstil grenzen sich Menschen von einander ab und finden sich zu neuen Gruppen Gleichgesinnter zusammen. Lebensstil ist demnach ein Instrument der Distinktion. Innerhalb unserer gegebenen und anerzogenen kulturellen und existentiellen Rahmenbedingungen leben wir nach einer sozialen und kulturellen Praxis, sprich bestimmten Gewohnheiten und Routinen, wiederkehrenden Handlungen und Haltungen, die unseren Habitus, unsere Wesensart, und damit unseren Lebensstil ausmachen. Diese sind auf den ersten Blick gleichförmig und beständig und lassen seitens der soziologischen Betrachtung Rückschlüsse auf den Habitus und damit den Lebensstil der Menschen und auf ihre Position im Sozialgefüge zu. Allerdings sind Menschen eben keine Roboter und ändern ihre Verhaltensweisen mit der Zeit und abhängig von den Verhaltensweisen ihrer Mitmenschen, den neuen Kontakten, die sie knüpfen, der Zugänglichkeit materieller, kultureller Güter uvm. – was bestimmte Grenzen der wissenschaftlichen, theoretischen Schlussfolgerung aufzeigt (Hörning/Reuter 2004: 10ff.).

Die Menschen passen sich also ständig an neue Situationen an, wobei sie auf bereits gemachte Erfahrungen zurückgreifen (Bourdieu vgl. Kapitel 2). So verändern sie auch ihren Lebensstil, während der Habitus beständiger ist. Aufgrund weiterer Reichweite von globalwirksamen Medien passiert dies immer schneller, und Lebensstile verbreiten

sich mitunter weltweit (Michailow Kapitel 2.4). Das Gemeinschaftsgärtnern ist solch ein globales Phänomen, betrachtet man etwa die Untersuchungen von der Haides (et al. 2011). In Kapitel 4.3 habe ich die Gründe von Menschen gesammelt, die sich für das gemeinschaftliche Gärtnern entscheiden, nun möchte ich nachprüfen, in welcher Weise es sich hierbei um deren Habitus und in der Folge um ihren Lebensstil handelt.

Durch ihren Lebensstil definieren sich Menschen und ordnen sich selbst anderen zu. Die dabei verwendeten Stilmittel, die Codes, müssen von anderen dechiffrierbar sein, um wirken zu können (Michailow Kapitel 2.4). Im Unterschied zum Habitus nach Bourdieu, wird der Lebensstil häufiger modifiziert. Die beiden Kategorien liegen aber sehr eng beieinander. Durch Habitus und Lebensstil entsteht auch eine Art Sozialhierarchie- es gibt Stile die vom Mainstream höher bewertet werden als andere, – so ist gemeinhin der „Punkstil“ eher niedrig bewertet, große Bevölkerungsgruppen sehen „Punks“ als nicht erfolgreich. Nichtsdestotrotz ordnen sich einige Menschen dieser Gruppe zu, innerhalb der Gruppe gibt es Zusammenhalt, und es ist gerade ein Teil ihrer Identität, den Mainstream abzulehnen. Der Lebensstil ist jedoch mehr als Instrument der sozialen Distinktion. Andreas Reckwitz umreißt das wie folgt:

„Der Einzelne versucht nicht nur seinen optimalen ‚Stil‘ für sich selbst zu kreieren, sondern im Sinne einer *presentation of self in everyday life*¹² (E.Goffman) auch einen Stil, der nach außen einen Eindruck der eigenen Person vermittelt, welcher für Dritte konsumtionsfähig ist und der das Subjekt zu einem bevorzugten Objekt der Wahl durch andere macht“ (Reckwitz 2004: 179 bei Werner 2011: 55).

„Mit anderen Worten: Die Subjekte bewegen sich in einer auf Dauer gestellten Assessment Center-Situation, in einer endlosen Feedback- und Selbstoptimierungsschleife“ (Werner 2011: 55), fasst Werner anschließend zusammen. Die Konstruktion des eigenen Lebensstils ist somit ein Prozess, der nie zu einem Ende kommt und in ständiger Selbstreflexion begründet ist. Mithilfe der Aneignung bestimmter Arten von Kapital, einem bestimmten Verhalten und bestimmter Meinungen versuchen wir uns möglichst dem Bild, das wir von uns selbst haben, entsprechend zu gestalten und hoffen, dass andere uns auch so sehen.

Garten und gärtnern spricht, wie wir gesehen haben, viele Menschen an. In der aktuellen Gartenbewegung gehen sie dieser Beschäftigung, zumindest teil-öffentlich, für Passanten sichtbar nach. Viele der Gartengemeinschaften gehen noch weiter und suchen die Öffentlichkeit durch Auftritte in verschiedenen Kommunikationsmedien- die

¹² kursiv: Kessel

meisten betreuen einen Blog oder eine Homepage im Internet, auf der sie sich und ihr Projekt präsentieren (Werner 2011: 72f.). Und fast alle lassen sich von Journalist_innen, aber auch Wissenschaftler_innen befragen, wenn sie nicht gar selbst auf diese zugehen. Das deutet darauf hin, dass das Gärtnern von den Beteiligten an den Gemeinschaftsgartenprojekten nicht lediglich als *privates, intimes Engagement* gesehen wird und ebenso wenig als reines Mittel zum Zwecke der Selbstversorgung mit Lebensmitteln- nein- sie wollen Aufmerksamkeit für ihr Tun, für ihre Art zu leben. Es ist ein Teil ihrer Identität.

Cordula Kropp verortet den Beginn der *neuen* Funktion von Garten als Instrument der Selbstdefinition in der Modernisierung (ibid. 2011: 79). Dabei lösen sie die Gärten als „Orte der Subsistenz und Eigenarbeit“ (ibid.) ab. Allerdings ist hier die Rede von Privatgärten, und nicht der neuen Art des Gärtnerns in der urbanen Gemeinschaft. Genau das hat sich geändert. Mit Abgrenzung auf der Ebene des ökonomischen Kapitals haben die aktuellen Gemeinschaftsgärten nichts zu tun – es geht nicht darum zu zeigen „ich habe etwas, das du nicht hast“. Sie sind auf einer anderen Ebene wirksam- auf einer symbolischen, auf einer moralischen- doch dazu gleich mehr.

Dass die urbanen Gemeinschaftsgärtner_innen von Exklusivität nichts wissen wollen, zeigt sich in ihren Ankündigungen – auch Menschen, die kein Beet im Garten haben, sind zu Festen willkommen oder dürfen, ist der Garten einmal offen, hineinschnuppern, sich umsehen, vielleicht auch mithelfen und verweilen. Auch Nachahmung ist nicht verpönt- im Gegenteil- Nachahmung wird gewollt. Nicht umsonst bietet der Verein Gartenpolylog Unterstützung für alle, die einen neuen Gemeinschaftsgarten pflanzen wollen.

Der Zugang zum Garten ist demnach auf verschiedenen Ebenen niederschwellig (Werner 2011: 63). Diese Gärten kommen ohne Kleiderordnung aus, auch Eintritt wird keiner verlangt (ibid.). Ganz häufig, und in Wien immer, gibt es aber sehr wohl Zäune, was allerdings in vielen Fällen nicht der ideellen Orientierung des Gartenprojekts entspricht, sondern Haftungsgründe hat und von den Grundstückseigentümern verlangt wird (Stummer-Kolonovits: 16.10.2013, Coca-Domínguez: 24.10.2013). Der Garten ist somit eine „soziale Hybridsphäre: einerseits privat, andererseits semiöffentlich und manchmal ganz und gar öffentlich, je nach Anlass und Definition der Situation“ (Werner 2011: 63). Die unterschiedlichsten Menschen können hier zusammenkommen

(Kapitel 4.3). Gemeinsam haben sie häufig nur ihren Wohnort und das Interesse am Garten. Es kommt hier zur Mischung verschiedener Milieus- ein weiteres Indiz dafür, dass das Engagement im Gemeinschaftsgarten weniger mit einer hierarchischen, auf ökonomischem Kapital basierten, Sozialstruktur zu tun hat.

„Es entstehen hier also Kollektive, deren Zustandekommen eher unwahrscheinlich ist und damit einhergehend auch unerwartete Mischungen von Erfahrungen und Perspektiven. Durch die gegenseitige Erreichbarkeit werden vorhandene Unterschiede nicht eingeebnet, im Gegenteil gewinnen sie hier klare Kontur mit allem was dazu gehört. Zugleich werden Mechanismen sozialer Distinktion demaskiert und – zumindest teilweise – praktisch unterlaufen“ (Werner 2011: 63).

Werner beschreibt hier, was innerhalb des Gartenzauns- sofern es einen gibt- passieren kann und häufig auch passiert. Denn im Garten sind alle gleich. Die Beete werden zumeist verlost (etwa im Grätzlgarten), die Entscheidungen werden in einem basisdemokratischen Prozess getroffen. Fast nie gibt es eine_n Repräsentant_in, der/die die Macht der Gruppe bündeln könnte- wie Bourdieu das für andere soziale Gruppen beschreibt (Kapitel 2). Auch wenn es dadurch zu schwierigen und langwierigen Prozessen der Entscheidungsfindung kommen kann (Stummer-Kolonovits: Fragebogen G2, Anhang S. 132). Solche Schwierigkeiten werden in Kauf genommen. Es geht darum, einen Raum zu öffnen, in dem vieles anders funktioniert als im System außerhalb- in der Stadt, im Staat. In den Gärten wird an der “Umgestaltung von Fremdregulierung, hin zu einem ausgefeilten Ineinandergreifen von Selbstführung, Selbstthematization, Selbstvermarktung, und Selbstentfaltung des Subjekts“ (Werner 2011: 55) gearbeitet. Die Suche nach dem eigenen Selbst ist öffentlicher geworden denn je (Illouz 2007: 12). „Niemals zuvor ist das private Selbst derart öffentlich inszeniert worden, niemals zuvor ist es so sehr auf die Diskurse und Werte der ökonomischen und politischen Sphäre zugeschnitten worden“ (Illouz 2007: 12).

Das Gärtnern ist hiervon nicht ausgenommen – im Gegenteil- es ist Teil der sozialen Praxis und dabei vermischt mit allerlei emotionalen Konnotationen und ist somit Teil einer neuen Gemeinschaftlichkeit, eines neuen Lebensstils, in der kulturalisierten Gesellschaft. Gärtnern bedeutet Aufwertung, auf einer intensiviert wahrgenommenen symbolischen Ebene (Lange 2011: 108f.). Auch auf den Körper, auf Körperlichkeit kann das Auswirkungen haben. Werner beobachtet „[...] in den Gärten [einen] ausgeprägte[n] Körperhabitus, der hier als ‚der ruhige Körper‘ bezeichnet werden soll“ (ibid. 2011:62). Es gilt zu schauen, zu betrachten, auf sich wirken zu lassen, zu schlendern etc.. „So entsteht Distanz zum hektischen Körper (und Geist) anderer

Lebensorte“ (Werner 2011:62). Somit ist der Garten ein Ort der Rehabilitation vom neoliberalistisch- kapitalistischen System, das außerhalb regiert, und dem alle Gärtner_innen nach wie vor angehören. Der Garten verändert die Menschen auf der individuellen Ebene und damit auch ihren Habitus.

In den Gärten scheint vieles nicht nach rationalen Überlegungen der Perfektion zu geschehen- die Tendenz zum Recyceln, *Up-cycling* (aus alt mach neu und besser), zur *Bricolage* mag als verspielte Ästhetik gesehen werden (Müller 2011: 26). Jedoch kann, im Zusammenhang mit dem Nachhaltigkeitsgedanken, diese Tendenz auch rational begründet werden- was ihrem ästhetischen Reiz nicht notwendigerweise etwas abtut – schließlich ist es „in“ nachhaltig zu sein (ibid.: 27).

Bennholdt-Thomsen sieht in dieser Hinwendung zur Nachhaltigkeit eine weitreichende Veränderung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft:

„Mit dieser Geisteshaltung bedarf es keiner Mittel der sozialen Distinktion, [...] Subsistenzorientierung heißt, dass der Maßstab des Konsums zum einen das Notwendige ist, das, was Menschen zum guten Leben brauchen. Zum anderen gibt es kein vorgegebenes Maß dessen, was notwendig oder was gutes Leben ist“ (ibid. 2011:259).

Dabei übersieht sie jedoch, dass es eine Wesenseigenart des Menschen ist, soziale Gruppen zu bilden, die niemals alle innerhalb des Systems einschließen können (Bourdieu Kapitel 2). Werner formuliert: „Ohne sich über Konsum in der sozialen Topografie individuell zu verorten, ist man weder für sich selbst, noch für andere lesbar, ‚passiert‘ man nicht. Dieses Gelesenwerden und Passieren jedoch ist Teil des subjektiven Begehrens“ (Werner 2011: 68).

Schon die Zusammenfindung zu einer Gruppe, die sich der Subsistenz als ordnendem Grundsatz zuwendet, grenzt sich gegen alle ab, die der Kapitalakkumulation folgen. Die Distinktion fällt aus der ökonomischen Sphäre heraus und orientiert sich an moralischen, ideellen und symbolischen Werten und Kapital im Verständnis Bourdieus. Werner sieht hier den Anknüpfungspunkt für (politischen) Widerstand, denn, „die identitären Produktivitäten [werden] performativ sichtbar“ (ibid.: 68) gemacht und sind somit für Mitglieder anderer Gruppen nicht mehr eindeutig lesbar. Abgrenzung, Distinktion wird, abgesehen davon, auch innerhalb einer nach außen abgeschlossenen Gruppe weitervollzogen- denn das Individuum muss sich, in unserer individualisierten Gesellschaft, auch innerhalb dieser einen gewissen Grad an Autonomie erhalten

(Michailow 1994). Zudem ist Konsum nicht völlig ausgeschlossen- vielmehr folgt er anderen Regeln als der bloßen Anhäufung (Borgstedt 2011).

Werner zitiert in diesem Kontext Gilles Deleuze, welcher „Auswege aus der [konsumorientierten] Kontrollgesellschaft durch ‚die Konstitution von Existenzweisen oder die Erfindung von Lebensmöglichkeiten [sieht, wobei] die Existenz nicht als Subjekt, sondern als Kunstwerk‘ [fungiert]“ (Deleuze 1993: 134, zitiert durch Werner 2011: 57). In vielen kleinen Verweigerungen und Veränderungen sind somit „wirkungsvoll[e] und in die alltägliche Praxis eingeflochtene Formen von Abweichung und Resistenz“ (Werner 2011: 57) enthalten. Auch Judith Butler begreift in der „Normalität der Subversion [das] Potenzial der ständigen Durchbrechung eingespielter Routinen durch ‚performances‘ (Butler 1991 nach Werner 2011: 57).

In diesem Sinn ist auch der kreative Umgang mit Materialien ein Abgrenzungsmechanismus (Müller 2011: 26) vom Konsum. Werner umreißt das Pragmatische und Erfinderische des Lebensstils „Gemeinschaftsgarten“ als Abgrenzung zur „Terra-Cotta-Bourgeoise“ (Werner 2011: 70ff.). „Identitätspolitik und Nachhaltigkeitsstrategien liegen hier nah beieinander und prägen auch einige urbane Gärten“(ibid.: 27). Müller stellt hier die Verbindung zu Eva Illouz‘ These her, die besagt, dass die Inszenierung unseres Selbst einerseits öffentlich ist, andererseits und gleichzeitig Teil des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systems geworden ist, das sich selbst verändert hat, kulturalisiert und damit auch emotionalisiert wurde (Illouz 2007: 9, 12f.). Der Kapitalismus ist zum „emotionalen Kapitalismus“ geworden, zu „einer Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen“ (Müller 2011: 26 mit Bezug auf Illouz 2006: 13).

„Gärtnern in der Stadt findet nicht in jedem Fall ‚außerhalb‘ der wirkungsmächtigen Realität des Marktes statt, sondern kann eine Distinktionspraktik sein, und die erste eigene Gemüseernte samt der damit verbundenen Coolness der Autonomieerfahrung zur markanten Hinzufügung relevanter Codes im eigenen Zeichenkosmos werden.“ (Müller 2011: 26f.).

Bedeutsam sind nun weniger Konsum, als vielmehr ethische Überlegungen, die sich jedoch auf diesen auswirken können. Häufig werden diese allerdings nicht als ethische Motive wahrgenommen, sondern als persönliche Vorlieben, die vor allem dem Selbst gerecht werden (Borgstedt 2011). Davon sind Konzepte wie Nachhaltigkeit, subsistenzorientierter Konsum, Verteilungsgerechtigkeit betroffen und gehören so zum

„Statement [...] ihres [vieler Menschen, u.a. auch der Gärtner_innen und anderer Culturpreneurs nach Lange 2011] Lifestyles. Die postmodernen Ethiken sind dabei gekoppelt an Hedonismus und Selbstverortung in der komplexen Welt – somit sind sie individualistisch und performativ“ (Müller 2011:26).

Dabei ist einzuschränken, dass die Annahme des Lebensstils „Gärtnern“ nicht unbedingt die Essenz, den Habitus, einer Person ausmacht. So ist zu beachten, dass „[d]er Garten bzw. das Gärtnern [...] sich zu einem regelrechten Trend ausgewachsen [hat], sodass schon allein die Tatsache, dass Gärtnern im Trend liegt, ein nicht zu verachtender Grund dafür ist, dass viele sich ihm zuwenden: ‚Man‘ gärtner, weil es in aller Munde und in Mode ist, weil es viele andere auch machen, weil es in den Medien präsent ist, ...“ (Schörghener: Fragebogen 5, Anhang S. 126). Das heißt aber nicht, dass das Gärtnern nur mehr eine Modeerscheinung ohne gedanklichen Inhalt ist- dafür kostet es zu viel Zeit, Konsequenz und Willen. Trends breiten sich im neoliberalistischen, globalisierten System schneller aus und erreichen mehr Menschen. Aber gerade in so einem Kontext kann der Garten ein Ankerpunkt sein. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändern sich, wodurch sich auch die Individuen mit ihren Lifestyles anpassen müssen. Und so suchen auch viele in dieser stark individualisierten Gesellschaft eine „Gemeinschaft auf Zeit, auf Knopfdruck (vgl. Müller 2011: 39f.), Zugehörigkeitsgefühl, das an- und abgeschaltet wird. Inwiefern dadurch auch der Habitus, also das Wesen einer Person als Gesamtheit angepasst wird, ist nur schwer auszumachen. Denn die Identität vieler hat nicht nur einen einzigen Bezugspunkt. Wir teilen uns auf- unser Agieren ist abhängig von der jeweiligen sozialen Situation, aber genauso sind es auch unsere Emotionen (Illouz 2007: 9).

Ist das Gemeinschaftsgärtnern also ein Lebensstil?

Die Gärtner_innen des Grätzlgartens 9 antworten auf die Frage, ob das Gärtnern in der Gemeinschaft Teil ihres Lebensentwurfs ist: „Schon irgendwie“ (Stummer-Kolonovits/Bolz: 16.10.2013).

So simpel die Antwort anmuten mag, steckt in ihr doch viel Wahrheit. Das Gemeinschaftsgärtnern muss als ein Symptom eines veränderten Habitus‘ gesehen werden, als wichtiger Teil davon, denn es braucht eine bestimmte „Anlage“ auf der individuellen Ebene, um sich für das Gärtnern in Gemeinschaft zu interessieren und es dann auch zu leben. Sehr viel deutlicher ist das Gemeinschaftsgärtnern eine Art, einen Lebensstil auszudrücken, der noch dazu momentan sehr „angesagt“ ist. Doch von einer

völligen Subsistenzorientierung sind wir weit entfernt. Die Gärten sind daher als Orte, als „Frei-Räume“ zu sehen, als Zwischenlösung, in denen verschiedene Bedürfnisse gestillt werden können (vgl. Kapitel 4.3, 4.2), wie etwa das Bedürfnis nach Teilhabe oder nach Achtsamkeit oder beides, aber auch nach politischer Verwirklichung im Kleinen. Wie stark der Garten in dieser Selbsterfindung gewichtet ist, hängt von der jeweiligen Person ab. In jedem Fall spielt das Gärtnern in der Stadt für viele eine Rolle und ist somit ein Indiz für den Wertewandel in der Gesellschaft. Das ist auch abzulesen an der dort herrschenden, sozialen und kulturellen Praxis, der Offenheit, dem Teilen, der Basisdemokratie, der Teilhabe, etc., alles Werte, die im Garten gelebt werden. Durch diesen Wertewandel wird ein Zusammendenken von Stadt und Land, Mensch und Natur möglich, und die absolute Trennung dieser „zivilisatorischen“ Kategorien wird zusehends aufgelöst. Die Philosophin Maria Schörgenhumer gibt im Fragenbogen an, sich speziell für das „Verhältnis von Mensch und Natur, [das sich] insbesondere in der Praxis des Gärtnerns“ ausdrückt, zu interessieren, denn aus diesem „lässt sich viel für unser Verhältnis zur Natur und über die Rolle(n), die wir in ihr spielen, lernen – vielleicht sogar so etwas wie ökologische Tugenden...“ (Schörgenhumer: Fragebogen 5, Anhang S. 126).

Der Wertewandel auf persönlicher wie gesellschaftlicher Ebene in Richtung „Nachhaltigkeit“, „Subsistenzorientierung“, „Partizipation“ und gesellschaftlicher Strömungen wie „Achtsamkeit“ und „Re-Grounding“ ist unbestrittene Sache. Im politischen Mainstream werden diese Schlagworte regelmäßig genutzt, wobei sie teilweise ihrer grundlegenden konzeptionellen Bedeutung beraubt sind. Doch auch die Politik setzt, vor allem in den lokalen Agenden, konkrete Schritte, um auf die veränderten Bedürfnisse in der Gesellschaft einzugehen. Das zeigt sich in der positiven Bewertung von (sich im kontrolliert, legalen Rahmen abspielenden) Gemeinschaftsgartenprojekten. Gemeinschaftsgärtnern ist „in“, es ist ein Trend, ein angesagter Lebensstil. Auf der individuellen Ebene, die ja letztlich Auslöser für die politischen Projekte ist, ist die Aufnahme dieser Begriffe, hinter denen Lebenskonzepte stehen, sehr viel zwiespältiger. Es gibt sie, die Aussteiger_innen, die der neoliberal-kapitalistischen Lebensdoktrin den Rücken kehren und den Versuch zu einem absolut subsistenzorientierten und nachhaltigem Leben wagen, ihren Lebensstil völlig neu ausrichten und damit einen Habitus, der nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht, leben. Doch sind sie in der Minderheit und haben mit dem urbanen

Gemeinschaftsgärtnern, speziell in der Wiener Erscheinungsform, nur wenig gemeinsam. Der neue Habitus, der die städtische Gärtner_innenschaft auszeichnet, steht zwischen den Extremen „Neoliberalismus“ und „Aussteigertum“. Die städtischen Gärtner_innen stimmen in der großen Mehrzahl zwar mit den gleichen Werten (wie Nachhaltigkeit etc.) überein, doch nehmen sie sie nicht zu hundert Prozent an. Das liegt an strukturellen, existentiellen Rahmenbedingungen, aber auch am eigenen Habitus, der salopp gesagt, an bestimmten kapitalistischen Werten und neoliberalen Lebensweisen „hängt“. In den urbanen Gemeinschaftsgärten finden die Stadtgärtner_innen einen Kompromiss, in dem sie ihren Überzeugungen nachgehen können, ihrem Selbstbild und Lebensstil entsprechend. In der neuen Gemeinschaft, die im Garten und durch den Garten als Verbindungspunkt, entsteht üben sie eine soziale und kulturelle Praxis des Teilens, des Miteinander im Gegensatz zum Individualismus, der „draußen“ herrscht. In diesem Sinne wird die Hypothese 2 angenommen, wenn auch unter Vorbehalt. Die Zukunft wird zeigen, ob sich die hier beschriebenen Annahmen bezüglich des Wertewandels auch wirklich vollziehen und möglicherweise verstärken, oder ob es bei einer oberflächlichen Modeerscheinung „Gemeinschaftsgärtnern“ bleibt, die irgendwann durch eine neue abgelöst wird.

5.2 Post-Guerilla Gardening? – Wie politisch ist Gemeinschaftsgärtnern?

Ein Aspekt, der mich am gemeinschaftlichen Gärtnern besonders interessiert, ist, inwieweit das Gärtnern in diesem Rahmen von den Gärtner_innen selbst sowie von der Wissenschaft und nicht zuletzt von der Gesellschaft (Öffentlichkeit, Politik, Medien, Mitbürger_innen) als politischer Akt wahrgenommen wird. Kann in diesem Zusammenhang ein Bezug zum Guerilla Gärtnern der 1970er Jahre hergestellt werden?

Die dazu aufgestellte Hypothese 3 lautete wie folgt:

In den urbanen Gemeinschaftsgärten versuchen Stadtmenschen der neoliberalen Leistungsgesellschaft kurzfristig zu entfliehen. In diesem Sinne knüpfen sie inhaltlich an die Guerilla- Gärten an.

Ein Versuch der Beantwortung:

Wie gezeigt wurde, ist die gärtnerische Aktivität facettenreich und es werden Menschen zu Gärtner_innen aus den unterschiedlichsten strukturellen und persönlichen Gründen, die allzu oft nicht genau benannt werden können und außerdem ineinander übergehen, einander bedingen. So gibt und gab es nicht eine Art von urbanem Garten, sondern unzählige- jeder Garten erfindet sich selbst neu, in Reaktion auf die gegebenen strukturellen, räumlichen, klimatischen und gesellschafts – sowie stadtpolitischen Rahmenbedingungen, er verändert sich aber auch Zeit seines Bestehens mit jedem neuen Gartenmitglied, sei es Pflanze, Tier oder Mensch und passt sich so ständig an, ohne seine Eigenart aufzugeben. Die Ausstellung „*Hands on Urbanism*“ im Wiener Architekturzentrum 2012 hatte sich diese Überlegung zum Konzept gemacht und analysierte die Gärten als Symptom der gesellschaftlichen Stimmungslage, der historischen Realität und als Barometer für die jeweils aktuellen sozialen, ökologischen etc. Schief lagen, auf die die Menschen mit gärtnerischem Engagement reagierten:

„In der Verbindung von historischen Linien und Denkfiguren mit aktuellen Entwicklungen spiegeln sich die großen Bewegungen wider, die eine Ideengeschichte dieser Formation des Gärtnerischen erzeugen: Informelles, Freiheit, Nachbarschaftlichkeit, Verantwortung, Bottom Up, Top Down, Regeln, Grenzen, Überschreitungen, Illegalität, Partizipation, Urban Farming, Ökoästhetik...“ (Architekturzentrum Wien 2012:2).

So entwachsen viele Gartenideen im Kontext von Migrationsthematiken als Reaktion auf die zunehmende Individualisierung und den allgemeinen Wertewandel, vor allem auch hin zu mehr Flexibilität. Auch Überlegungen zu ökologischer Lebens- und Produktionsweise und anderen (agrar-) politischen Thematiken führen zu verstärktem Nachdenken über die politische Handhabung dieser Felder. Ebenso ziehen gesellschaftliche Krisen – und Verschiebungsmomente wie etwa die Deindustrialisierung und Abwanderung Reflexion nach sich. Viele dieser Ideen gaben Impulse für eine Umsetzung im Garten (Appel et al. 2011: 11f.). „Als Folge dieser gesellschaftlichen Veränderungen lässt sich im Gartenwesen etwas beobachten, das auch anderswo in Bezug auf Freiräume zu sehen ist: Das tradierte, sozusagen klassische Freiraumangebot passt nicht mehr ganz auf die veränderte gesellschaftliche Situation [...]“ (ibid.).

Die Motivation finden viele Gärtner_innen in der Idee des Selbermachens – sie wollen sich unabhängig machen von systemischen Möglichkeiten, lieber gleich etwas unternehmen und nicht auf Genehmigungen warten. Neben diesem Bedürfnis nach

Emanzipation spielen auch das Gemeinschaftsgefühl und die Solidarität eine Rolle (Von der Haide et al. 2011: 269). Besonders wichtige Themen, die viele Gärtner_innen weltweit als ihren Ansatzpunkt wahrnehmen, sind den Befragungen von Ella von der Haide und ihren Co-Autor_innen zufolge, die „Verteilung von Land und anderen Ressourcen, Saatgutpolitik, globale[r] Agrarhandel sowie lokale [...] Stadtplanung und – politik“ (ibid.). Weiters ist auch Integration von Bedeutung (ibid.). Integration ist hier allerdings viel weiter gefasst als im politischen Mainstream. „Es geht um Fragen der Mitbestimmung und Machtverteilung“ (Von der Haide et al. 2011: 269). Auch laut Paech bedeutet „Gärtnern [...], urbane Areale, die andernfalls kommerzieller Verwertung, Versiegelung und restloser Eingliederung in den Fremdversorgungskorpus anheim zu fallen drohen, in Besitz zu nehmen und in erste Vorboten einer Postwachstumsökonomie zu verwandeln“ (ibid.2011: 101) und ist damit per se ein selbstermächtigter Eingriff in die lokale Stadtverwaltungsagenda.

Der Garten wirkt als Knotenpunkt. Zum einen treffen hier Menschen mit ähnlichen Gesinnungen und Interessen aufeinander, zum anderen kommen völlig „Unbedarfte“ in den Garten, in dem sie zunächst nur eine Quelle des persönlichen Nutzens sehen- sei es zu Zwecken der Ernährung, sei es zu Zwecken der Entspannung oder der Gemeinschaftlichkeit. Doch in vielen Fällen bleibt das nicht so. Ella von der Haide und ihre Co-Autor_innen kommen in ihren Untersuchungen zu dem Ergebnis, „dass auch eher ‚unpolitische‘ Menschen durch die Auseinandersetzung mit den oben genannten Themen in den Gärten politisch sensibilisiert werden“ (ibid.2011: 270). Denn erst im Garten entdecken viele, dass *sie* etwas tun können, dass sie zusammen etwas bewirken können. Sie erkennen, dass auch andere sich einsetzen und „konstruktive und lebensbejahende Alternativen“ (ibid.) zum neoliberal-kapitalistischen Globalsystem finden – zum Beispiel im Garten.

Das liegt wesentlich auch an eben diesem Gemeinschaftsaspekt. Eine (minimale) Auseinandersetzung mit den Co-Gärtner_innen ist unausweichlich- gleich ob es sich um einen Gemeinschaftsgarten auf Vereinsbasis handelt oder um ein „Culturepreneurship“, wie etwa die Prinzessinnengärten. Das liegt schon an der räumlichen Organisation der Gärten. Selbst in Gärten, in denen individuelle Parzellen bestellt werden, gibt es keinerlei Sichtsperrn; Gerätschaften und Wasser werden geteilt. Man trifft sich einfach immer wieder. Daraus ergibt sich ein Set besonderer sozialer Praktiken- der

Gartenhabitus des Teilens. Von der Haide (et al. 2011: 270) beschreiben diesen etwa so: Die Gartenmenschen tauschen und helfen ohne Gegenleistung, sie üben sich in *Subsistenzwirtschaft*, gemeinsamem Lernen, alternativer (solidarischer) Ökonomie und nähern sich so einer neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsweise an, als kleine Alternative zum neoliberalen System in diesem besonderen Raum- dem Garten (ibid.).

So schreibt etwa Christa Müller:

„Gemüseanbau ist auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt in Frage stellen. Sie [die Gärtner_innen] gärtner, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion“ (Müller 2011: 25).

Dabei verfolgen viele das Ziel, ein bisschen freier und unabhängiger von den vorgegebenen Strukturen zu sein, selbstbestimmt und trotzdem in Gemeinschaft (Von der Haide et al. 2011: 270) „Solche Gartenprojekte sind kleinteilige Basisprojekte, die lokal Verantwortung für Eigenversorgung, Umwelt und Gesellschaft übernehmen und damit eine Form der Raum – und Stadtplanung von unten“ (ibid.), verwirklichen. So beschreiben die Autor_innen die Wirkungsweise der Gemeinschaftsgärten und kommen auf ein sehr ähnliches Fazit wie das Architekturzentrum in seiner Ausstellung (wie oben erwähnt). „Stadtentwicklung von unten führt zu informeller und selbstorganisierter Produktion von Stadt, die jedoch nie außerhalb des Systems agiert. Selbstorganisation ist seit jeher sowohl Reaktion auf als auch Anstoß für Stadtplanung“ (Architekturzentrum Wien 2012:1). Und auch Bennholdt-Thomsen kommt zu dem Schluss:

„Die Antwort auf die Frage, ob Gärtnern Politik sein kann, fällt in einem erstaunlich umfassenden Sinne positiv aus. Der und die Einzelne erfährt sich als sinnlich und sinnvoll handelnde Person, deren Einsatz unmittelbar verändernde Wirkung zeigt, im Gegensatz zum Ohnmachtsgefühl der Politikverdrossenheit. Gärtnern vermittelt einen anderen als den wachstumsökonomisch fixierten Blick. Es kann eine andere Wertehaltung lehren und zu einer Sozialisierung gegen die Angst vor der Knappheit beitragen sowie gegen den damit verbundenen Egoismus des ausschließlichen Habenwollens“ (Bennholdt-Thomsen 2011:258).

In wachsenden Gesellschaftsbereichen regieren neue Werte, es scheint einen neuen Wohlstandsbegriff zu geben, nach dem viele ihr Leben innerhalb der systemischen Zwischenräume ausrichten. Diesen Wohlstandsbegriff, der mit einem wirtschaftlichen Prinzip der Subsistenz eng verknüpft ist, beschreibt Veronika Bennholdt-Thomsen wie folgt: „...die Vorstellung einer egalitären Gesellschaft der Ebenbürtigen, in der jede Person die Souveränität der menschlichen Würde genießt“ (Bennholdt – Thomsen 2011: 259), wobei Würde die Ernährungssouveränität miteinschließt, genauso wie Mündigkeit der Urteilskraft (ibid.). Gemeinschaftsgärtnern unter dem Slogan „eine andere Welt ist

pflanzbar“ (Von der Haide) geht von der Selbstermächtigung des Individuums aus und ist subsistenzorientiert.

Die Bennholdt-Thomsen sieht dabei „Subsistenzorientiertes Handeln [als] unmittelbare ‚grass roots‘ Politik“ (ibid. 2011: 263). Durch das Pflanzen verwandeln die Gärtner_innen den öffentlichen Raum und sich selbst. Der Sinn schöpft sich direkt aus der Tätigkeit, die aufgrund ihrer Sinnhaftigkeit Zufriedenheit spendet. In der Erweiterung schafft subsistenzorientierte Lebens- und Wirtschaftsweise auch Gemeinschaft und einen veränderten Eigentumsbegriff, der nicht mehr individualistisch ist (ibid.). Auch Müller interpretiert das Gärtnern als Reaktion auf die Verbreitung des Individualismus im Sinne eines Nebeneinanders, das in der Stadt durch Orte ohne Identität, ohne Potenzial für Interaktionen zwischen Menschen und ohne historische oder soziale Bedeutung (vgl. Augé 2010: 83) veranschaulicht ist (Müller 2011). Die Stadt besteht zusehends aus Nicht-Orten (Augé 2010). „Gerade deshalb weil das Urbane so viele nichtssagende, vereinheitlichte Zwischenräume hervorbringt, besteht Bedarf an einem Aufbrechen dieser Strukturen, in Form von öffentlicher Grünfläche, Freiraum, Handlungsraum und Gemeinschaft“ (Hörantner 2012: 18). Denn der Freiraum Garten steht ganz im Gegensatz zu dieser Tendenz der Nützlichkeit und Unpersönlichkeit. Er schafft Orte, *sozialen* Raum. Die Aneignung von Raum, die Bildung neuer Strukturen und neuer Verhältnisse von Natur und Stadt, die nicht mehr in dichotomischen Kategorien gedacht werden, sondern gedanklich *ineinander* gedacht werden, werden hier möglich (Müller 2011: 10ff.). „Raumpioniere, [die] als Kulturproduzenten, Ortsentwickler und zunehmend als Entrepreneur [agieren], haben [die] Fähigkeit [...] auf Raum- und Flächenkonstellationen aber auch auf gesellschaftliche Bedingungen zu reagieren“, schreibt Lange (2011:107) in Zusammenhang mit Kreativwirtschaft. Ihr Wirken wurde „seit den späten 1990er Jahren in Berlin ganz wesentlich durch einen neuen Sozialraumtypus getragen, der aufgrund seiner Brückenfunktion auch als Culturpreneur bezeichnet wird“ (ibid.: 107). Ein Prototyp dieser Art des Wirtschaftens stellen die Prinzessinnengärten als soziales Unternehmen dar (ibid.:108).

Raumpioniere der Kreativwirtschaft und –gesellschaft, wie ich erweitern möchte, wissen um ihre instrumentellen Möglichkeiten und intervenieren nicht nur im analogen Raum, sondern auch im virtuellen. Sie vernetzen sich und setzen gezielt auf

Performance, um die Aufmerksamkeit der Medien auf ihre Ideen und Überzeugungen zu lenken. Damit sind sie immanent politisch (Werner 2011:72f.). „Die Medien, besonders das Internet, sind Teil der Gärten“ (ibid.:72). Die Gärten und ihre Gemeinschaften sind hybrid – es gibt kein Zentrum. Sie sind heimatlos, nomadisiert, raumlos, gehören einer transnationalen Gemeinschaft an und agieren auch auf dieser Ebene. Dabei wechselt ihr Diskurs zwischen lokaler und globaler Ebene übergangslos. „Diese gegenseitige Überformung ist für die politisch- mediale Sprache der Gartenprojekte von Bedeutung, denn genau hieraus beziehen die Projekte ihre Handlungsmächtigkeit (agency)“ (Werner 2011: 73). In ihrer Vernetzung, im Kollektiv, in ihrer lokalen Präsenz und in der geschickten Nutzung der Medien liegt das gestalterische, politische Gewicht der Gartenbewegung. Im Kollektiv liegt das Gegenprojekt zur Individualisierung (ibid.: 58). Und trotzdem, mit Politik im Sinne eines Kampfes um Einfluss und Macht, wie etwa bei Foucault (Foucault 1976:99) oder auch Bourdieu (2001: 55), hat die hier praktizierte Einflussnahme und Gestaltung von Gesellschaft nichts zu tun. Die Auffassung der Politik, die in Gärten gedeiht und aus ihnen herauswächst, zielt nicht darauf, irgendeine Form von Macht zu erlangen. Stattdessen will die Gartengemeinschaft mehrheitlich die Lebensbedingungen und die Gesellschaft verändern, ohne irgendeinen Anspruch auf Macht zu stellen (vgl. Bennholdt-Thomsen 2011: 257).

Diese Art der politischen Intervention beruht auf einer veränderten Wertebasis, einer Verschiebung der Statussymbolik hin zu postmateriellen Werten (Müller 2011:27). „Selber produzieren, selber machen, sich abheben gegenüber massegefertigten Industrieprodukten spielt hier ebenso eine Rolle, wie der Garten als Symbol an sich – als Repräsentationsart des eigenen Selbst“ (Hörantner 2012:19). Unsere Gesellschaft ist hochgradig individualisiert, trotzdem, oder gerade deshalb, entsteht in vielen Menschen der Wunsch nach Gemeinschaft. Sie wollen sich nicht *nur* treffen, sondern „zugleich einen [*ihren*] Ort verändern und Spuren hinterlassen“ (Müller 2011:30)

„Die urbanen Garteninitiativen greifen die Illusion der westlichen Gesellschaften – das Wachstumsparadigma, der Glaube daran, durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum den Wohlstand mehren zu können – an verschiedensten Punkten auf und kontrastieren diese Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen“ (ibid.: 24f.).

Somit sind die Gemeinschaftsgärten Beispiele für eine veränderte Praxis der eigenständigen, selbstermächtigten Handlungsfähigkeit außerhalb eines demokratischen Systems, das im neoliberalen Kontext immer mehr ergebnisorientiert vorgeht und dabei

vorwiegend Wirtschaftsinteressen befriedigt, die mitunter fernab der alltäglichen sozialen Bedürfnisse liegen (Buchstein 2004: 56f.). Sie verwirklichen und kreieren „Praktiken und Strategien der Handlungsfähigkeit, der Agency, der Selbstorganisation, Selbsttätigkeit, Selbsthilfe, Selbstermächtigung, die mit dem Raum auch die Subjekte und ihre Verhältnisse nicht nur zu diesem Raum, sondern auch miteinander, veränder[n]“ (Krasny 2012: 36). Es ist die Zeit der „Generation Garten“ (Müller 2011: 29).

In diesem Sinne ist die gärtnerische Aktivität als politische Handlung zu bestätigen. Denn auch, wenn es nicht immer zu einer Artikulation klar umrissener Ziele kommt und viele Menschen aus einem inneren Bedürfnis und der möglicherweise unsignifikant erscheinenden Lust am Gärtnern in den Gemeinschaftsgarten gelangen, so hat doch ihr Tun, ihre Handlung selbst eine politische Dimension. Sie haben sich für den Gemeinschaftsgarten entschieden, aus welchen Überlegungen heraus auch immer das geschehen sein mag- von finanziellen Gründen, über die Erreichbarkeit, über die Kontaktsuche, bis hin zu fehlenden Alternativen – ihr Tun hier ist, trotz Zauns und dem damit verbundenen Ausschluss vieler, sichtbar. Es wird gesehen, wahrgenommen, besprochen, hinter – und nachgefragt, kopiert und aufgegriffen. Yara Coca- Domínguez vom Gartenpolylog Verein formuliert das so:

„Diese Veränderungen und Prozesse [des gemeinschaftsgärtnerischen Tuns] haben Auswirkungen auf individueller, sozialer und räumlicher Ebene und breiten sich außerhalb des Gartenzauns aus. Was im Prinzip im ‚[K]leinen‘ passiert, spiegelt sich in [der] Gesellschaft und insofern denke ich sehr wohl, dass Gemeinschaftsg[ä]rten politische und kulturelle ‚Räume‘ sind“ (Coca-Domínguez: Fragebogen 7, Anhang S. 130).

In Wien ist dieses Phänomen gut dokumentiert- nach nur einem einzigen Gemeinschaftsgartenprojekt im Jahr 2007 gibt es heute, knapp sieben Jahre später, bereits über dreißig derartige Anlagen (Gartenpolylog: Stand 29.12.2013). Während sich die Stadtverwaltung zu Beginn gar nicht mit dem Thema befasst hatte, gibt es heute Anlaufstellen in mehreren Magistratsämtern – von der Umweltstelle, über die zuständige Stelle für Integration, bis hin zum Amt für Forstwirtschaft und Gärten der Stadt Wien haben sich alle den Gärtner_innen und ihren Anliegen zugewandt, geben beratende, materielle und (wenn auch geringe) finanzielle Unterstützung. Ziel der rot-grünen Stadtregierung ist es, mindestens einen Gemeinschaftsgarten pro Bezirk zu etablieren. Und auch andere Maßnahmen, angefangen von „Garteln ums Eck“ bis hin zu verschiedenen Gärtnerprojekten in und um Gemeindebauten, sind entstanden und arbeiten erfolgreich.

Auch von den Befragten wird das Gärtnern überwiegend als politisch aufgefasst, wobei der Grad der wahrgenommenen Explizitheit sowie die Richtung der politischen Aussage schwanken. So sieht etwa der derzeit bei den Wiener Wohnpartnern beschäftigte Landschaftsplaner, Klaus Fresser, die politische Wirksamkeit der (interkulturellen) Gartenprojekte vor allem als Statement für Integration (Fresser: Fragebogen 2, Anhang S. 122), und auch Hermann Signitzer (Erzdiözese Salzburg) sieht die Gemeinschaftsgärten „politisch als mahnendes Projekt an Verantwortliche, endlich konkret mit Integrationspolitik zu werden“ (Signitzer: Fragebogen 4, Anhang S. 125). Cordula Fötsch (Verein Gartenpolylog) wirft dagegen die Frage der Mitbestimmung in der Stadt auf „Wem gehört der öffentliche Raum? Wer hat die Macht über unser Essen? ...“ (Fötsch: Fragebogen 3, Anhang S. 124). Die Philosophin Maria Schörgenhumer fasst in ihrer Einschätzung die unterschiedlich politischen Orientierungen der Gärten zusammen:

„Das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten muss nicht unbedingt eine politische Aktion sein. Für manche mag der Gemeinschaftsgarten schlicht und einfach eine Möglichkeit sein, in Kontakt mit Gartenerde und mit anderen Menschen zu kommen – ohne damit bewusst ein politisches Zeichen zu setzen. Sehr wohl kann das Engagement für einen bzw. in einem Gemeinschaftsgarten aber auch politisch motiviert sein, z.B. im Hinblick auf Stadtverschönerung, Stadtraum-Rückeroberung, Teilhabe, Autonomie, Umweltbewusstsein, Gesundes – Leben-Ideologie ...“ (Schörgenhumer: Fragebogen 5, Anhang S. 126).

Wie (wie stark und in welcher Art und Weise) politisch ein konkretes Gartenprojekt ist, hängt von den unterschiedlichen konkreten Rahmenbedingungen ab, vor allem natürlich von der Intention der Gartengemeinschaft. Nichtsdestotrotz ist zumindest eine gewisse „Öffentlichkeitswirksamkeit“ den Projekten inhärent. In Bezug auf die Guerilla – Gärten in New York bzw. das Guerilla- Gärtnern als Praxis des politischen Widerstands, muss doch festgehalten werden, dass die Gemeinschaftsgärten hier zu Lande eine „im System verankerte“, etablierte Form des urbanen Gärtnerns darstellen und so mit offensichtlichem Widerstand weniger zu tun haben. Die aktuellen Aktivitäten in Gemeinschaftsgärten sind als „kleinteiliges Handeln“ (Müller 2011: 29), auf ihr unmittelbares Umfeld ausgerichtet. Es gilt „bei sich selbst an[zu]fangen[,] [um] vor Ort überschaubare Alternativstrukturen auf[zu]bauen“ (ibid.). So diagnostiziert Müller die politische Dimension der aktuellen Gärtner_innenschaft wie folgt:

„Die politischen Diskurse in der urbanen Gartenbewegung zeigen sich nur noch sporadisch als Diskurse der ‚Gegenkultur‘, wie sie für die 1980er-Jahre kennzeichnend waren (Heath/Potter 2005), dafür aber vielfach verknüpft mit Themen wie urbaner Lebensqualität und postmateriellen Lebensstilen.“ (Müller 2011: 29)

Vielmehr bietet die heutige Gartenbewegung innerhalb der alltäglichen neoliberalen Lebenswelt einen Raum für Ausgleich und Muße. Dies ist jedoch keinesfalls mit dem „Aussteigen“ aus dem gesellschaftlichen System gleichzusetzen. Eher handelt es sich um ein vages „Unbehagen an der Ökonomisierung der Gesellschaft“ (Müller 2011: 29). Der Widerstand „gegen die neoliberale Doktrin“ (Werner 2011) drückt sich nicht in lauter politischer Aktivität, sondern in kleinen Akten des „Ungehorsams“ und der „Selbstbestimmung“ aus, wie etwa des „Nicht-auf-die-Uhr-Schauens“. Man könnte sie eher als momentanes „Standby“, als Pause interpretieren, in der wieder Kraft getankt werden kann, um einerseits weiterhin am Alltagsleben erfolgreich teilzunehmen und andererseits doch auch die gesellschaftlichen Lebensbedingungen Stück für Stück zu verändern, hin zu mehr Mitbestimmung, mehr *Menschlichkeit* in Wirtschaft und Gesellschaft -im Sinne einer Rückbesinnung auf das *Gute Leben* (Taborsky 2008), den Menschen als Teil der Natur im Einklang mit dieser. „Der Garten erzieht zur Langsamkeit, zur Ehrlichkeit und damit auch zu einem menschlichen Maß“ (Signitzer: Fragebogen 4, Anhang S. 125).

Post –Guerilla-Gardening?

Im Titel meiner Arbeit stelle ich die Frage, ob und inwiefern die heute angelegten Gemeinschaftsgärten als Post-Guerilla-Gardening zu sehen sind. Rein zeitlich betrachtet ist die Sachlage relativ eindeutig. Denn die Gemeinschaftsgärten und die Community Gardens entstanden aus den zunächst spontanen Aktionen des Guerilla Gardenings in New York, von wo aus sich die urbane Gartenbewegung, in ihrer heutigen Form, über den ganzen Globus ausbreitete¹³. Doch, was den ursprünglich kämpferischen, widersächlichen Aspekt des urbanen Guerillagärtnerns angeht, ist die Beantwortung schon um einiges komplizierter. Zwar bestehen weiterhin Tendenzen zu einer politischen Stellungnahme vieler Gartenprojekte, es werden auch viele politisch relevante Themen in den Gärten und in den daraus entstehenden Gemeinschaften angesprochen, und sie leben meist eine subsistenzorientierte und nachhaltige Lebensführung vor, jedoch haben die heutigen Gemeinschaftsgärten überwiegend das Kämpferische abgelegt. Das aktuelle Gemeinschaftsgärtnern ist kein Ausstieg, keine Revolution. Die Gartenprojekte sind, in den allermeisten Fällen, durch legale

¹³ Selbstverständlich hat es, in den unterschiedlichsten Kontexten, schon immer Gärten in der Stadt gegeben und auch gemeinschaftlich genutzte Gärten (mehr dazu siehe beispielsweise Kapitel 3.2.1). Hier soll es jedoch um die *aktuelle* Gartenbewegung gehen.

Pachtverträge, teilweise auch durch staatliche Förderungen und Kooperationen, in das staatliche System integriert. In Übereinstimmung mit Karin Werner (2011) sehe ich ihr Tun deshalb als kleine Widerständigkeit innerhalb des Systems, als einen ersten Schritt in Richtung einer anderen Wirtschafts- und Gesellschaftsweise.

Die Hypothese 3 kann so bestätigt werden. Die aktuellen Gemeinschaftsgartenprojekte bieten eine „Verschnaufpause“ im neoliberalen Alltag. Sie sind eine Alternative im Kleinen, und es liegen ihnen gewisse ideelle und systemkritische Überlegungen zugrunde. Allerdings sind diese nicht als Schlachtruf zu hören, es ist eher eine weniger laute Bewegung, die im Kleinen und sofort Möglichkeiten der Erholung, der Selbsteffektivität und der Beteiligung bietet, ohne organisierten Widerstand gegen das System zu fordern. Mehr Menschen können sich damit identifizieren und folgen dem Ruf in die Gärten. Die Verbindung mit der wesentlich radikaleren Bewegung des Guerilla Gardening, besteht also nur lose. Doch wer weiß, vielleicht verändern die Gärten uns und unsere Gesellschaft auf diese unspektakuläre und alltäglich-praktische Art am Ende mehr und dauerhafter (nachhaltiger in allen Sinnen), als ihre revolutionär-kämpferischen Vorgänger.

6 Conclusio

In dieser Arbeit wurde versucht, die weltweite, urbane Gartenbewegung in einen gesellschaftlichen Kontext zu stellen und aus diesem heraus zu ergründen. Ziel war es, zu verstehen, in welcher Art und Weise globale Zusammenhänge, wie etwa die Wirtschafts- und Ressourcenkrise, mit Handlungen, hier konkret die Beteiligung an einem Gemeinschaftsgartenprojekt, auf lokaler und individueller Ebene in Relation stehen. Zu diesem Zweck wurde die Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu angewendet, die eine Interpretation von individuellem Verhalten und der Bildung von Gruppen auf der Basis der Kategorien Habitus und soziale Praxis zulässt. Ergänzt wurde diese durch die Lebensstilsemantik (Michailow 1994), die es erlaubt, die gemachten Beobachtungen besser zu fassen und zu hinterfragen, inwiefern es sich beim Gemeinschaftsgärtnern nur um eine Modeerscheinung in Sachen Lebensführung handelt. Durch die Einbeziehung der Theorien über die soziale Konstruktion des Raumes von Henri Lefebvre und Martina Löw, wurden auch der räumliche Aspekt der Gärten, die hier als *Zwischenraum* in mehrfacher Dimension charakterisiert wurden, und ihre Beziehung zur Stadt sichtbar gemacht. In der Folge wurde das ursprünglich von Lefebvre geforderte Recht auf Stadt angesprochen, da einige Gemeinschaftsgärten mehr Beteiligung der Bevölkerung „von unten“ in Stadtgestaltungsfragen und Stadtpolitik beanspruchen. So wurde eine Charakterisierung der aktuellen Gartenbewegung sowie ihrer Gärtner_innen in Wien vorgenommen.

Ausgehend von dieser Vorarbeit wurde die Frage untersucht, inwiefern die Gemeinschaftsgartenbewegung als Symptom für einen Wertewandel in der Gesellschaft zu verstehen ist, der zur Bildung einer Gemeinschaft von Gärtner_innen führt, die sich eben durch ihr gärtnerisches Tun von anderen Gesellschaftsgruppen abgrenzen. Konkret wurde drei verschiedenen Hypothesen nachgegangen. Zunächst wurde untersucht, ob die Gärtner_innen Gewinn in Form von sozialem und kulturellem Kapital aus ihrer gärtnerischen Aktivität schöpfen können. Darauf aufbauend wurde überprüft, ob sich die Gärtner_innengemeinschaft durch einen gemeinsamen Lebensstil definiert, der sich in ihren sozialen Praktiken und schließlich auch in ihrem Habitus niederschlägt. Zu guter Letzt wurde eine Verbindung zum Guerilla Gardening hergestellt, indem der Vermutung nachgegangen wurde, dass die aktuelle Gartenbewegung als Post-Guerilla-

Gardening zu bezeichnen ist, da sie sich inhaltlich an dieser ursprünglichen Form des widerständigen Gärtnerns in der Stadt orientieren.

Dabei gelangte ich zu den folgenden Ergebnissen.

Die Gemeinschaftsgärten bieten den Gärtner_innen eine Möglichkeit zur Erlangung kulturellen und sozialen Kapitals. Außerdem finden viele von ihnen in den Gemeinschaftsgärten persönliche Bereicherung, Ruhe, Erlebnis der Selbstwirksamkeit, Zugang zur Natur und vieles mehr. Diese Art der individuellen Wertschöpfung wird von Bourdieus Theorie nicht abgedeckt. Die Logik hinter diesen Bedürfnissen vieler Menschen wird stattdessen durch die verschiedenen Ansätze der Subsistenzorientierung sowie durch philosophische Überlegungen zum „Guten Leben“ (Taborsky 2008, Wolf 1999) erklärt.

Im Hinblick auf die Funktion des Lebensstils „Gärtnern“ für die Etablierung von Gemeinschaft und damit als Form der sozialen Distinktion, wurde erkannt, dass das Gemeinschaftsgärtnern diese Funktion sehr wohl erfüllt. Es schafft Anknüpfungspunkte, wo es sonst keine gibt. In den Gärten treffen potenziell sehr unterschiedliche Menschen, geführt durch unterschiedlichste Motive, aufeinander und trotzdem finden sie eine gemeinsame Weise, eine gemeinsame Praxis. Denn bestimmte Ideen, Vorlieben, Wünsche, Sorgen, Fragen und Forderungen finden sich über die gesamte Gärtner_innengemeinschaft immer wieder: Nachhaltigkeit, kontrolliert ökologischer Lebensmittelanbau, Ernährungssouveränität, Kindererziehung, frische Luft, Mitgestaltung des Viertels, der Stadt, Selbstbestimmung und – wirksamkeit, Gemeinschaftsgefühl, uvm. Der Habitus vieler Menschen befindet sich im Wandel, was sich in ihrem Lebensstil niederschlägt. Jedoch ist er nicht von den Extremen geprägt, die zu einem Ausstieg aus dem Gesellschaftssystem führen würden, vielmehr verwirklicht er sich in kleinen Anpassungen, kleinen Veränderungen.

Was den Bezug der Gemeinschaftsgärten in ihrer aktuellen Form zum Guerilla Gardening angeht, so kann gesagt werden, dass die neue Form des Gärtnerns nur in eingeschränkter Weise als „Post-Guerilla-Gardening“ zu sehen ist. Chronologisch sind die heutigen Gemeinschaftsgärten zwar eindeutig als „Nachfahren“ der ursprünglichen Guerilla Gärten zu sehen, doch was den Widerstandscharakter angeht, definieren und präsentieren sich die heutigen Gartenprojekte anders. Sie vereinen in ihren

Gärtner_innengemeinschaften zwar eine große Zahl und Vielfalt politischer Ideen und Forderungen, doch ist politische Ambition weder Voraussetzung noch grundlegendes Motiv für die Beteiligung am Gemeinschaftsgarten. Desweiteren hat sich auch die Art der Umsetzung politischer Forderungen stark verändert. Noch immer spielen die Medien und die Weckung von Aufmerksamkeit eine wichtige Rolle, die Gartenprojekte wählen hierfür aber überwiegend einen legalen und in das System integrierten Weg. Ihren Gärtner_innen und anderen Interessierten bieten sie so im städtischen Zwischenraum die Möglichkeit, für kurze Zeit aus dem neoliberalen System zu entfliehen und Subsistenz zu leben, ohne sich festlegen zu müssen.

Aus heutiger Sicht lässt sich die aktuelle Gartenbewegung so, zusammen mit anderen Projekten von Tauschringen über *Up-cycling*-Portale bis hin zu Food-Coops, als die Realisierung eines neuen Lebensstils, der sich aus einem veränderten Wertesystem ergibt, interpretieren. Es bleibt jedoch abzuwarten, ob dies zu einer Veränderung des Gesellschaftssystems hin zu einer partizipativeren und subsistenteren Lebens- und Wirtschaftsweise führt, oder ob das Gemeinschaftsgärtnern von einem neuen modischeren Lebensstil abgelöst wird.

7 Quellen

American Community Gardening Association (Stand, 2013): What is a Community Garden? <http://www.communitygarden.org/learn/> [Zugriff: 10.12.2013].

Appel, Ilka/ Grebe, Christian/ Spitthöver, Maria (Hg.) (2011): Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten. Kassel: kassel university press. Gefunden: <http://www.uni-kassel.de/upress/online/frei/978-3-86219-114-7.volltext.frei.pdf> [Zugriff: 25.12.2013].

Architekturzentrum Wien (2012): Hands-on Urbanism 1850-2012. Vom Recht auf Grün. Gefunden: http://www.azw.at/data/cms_binary/original/1329468203.pdf [Zugriff: 10.12.2013].

Augé, Marc (2010): Nicht Orte. Non Lieux. München: Beck.

Baier, Andrea (2011): Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig. In: Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 173-189.

Beacon Food Forest (2013): Beacon Food Forest Permaculture Project. About the Project. Gefunden: <http://www.beaconfoodforest.org/project.html> [Zugriff: 8.12.2013].

Bennholdt-Thomsen (2011): Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 252-265.

Bennholdt-Thomsen (o.J.): Subsistenz — Perspektive für eine Gesellschaft, die auf Gemeingütern gründet. Gefunden: <http://band1.dieweltdercommons.de/essays/veronika-bennholdt-thomsen-subsistenz-perspektive-fur-eine-gesellschaft-die-auf-gemeingutern-grundet/#fn-772-1> [Zugriff: 28.12.2013].

Blasius, Jörg/ Dangschat, Jens S. (1990): Die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete – Grundlagen und Folgen. In: Blasius, Jörg/Dangschat, Jens S. (Hg.): Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel. Frankfurt: Campus Verlag, S. 11-31.

Bohn, Karin/ Viljoen, André (2011): Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche Verbindungen von Stadt und Ernährung. In: Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom. S. 150-159.

Bohn, Karin/ Viljoen, André (2012): Scarcity and Abundance: Urban Agriculture in Cuba and the US. In: Architectural Design, Nr. 218, S. 16-21.

Borgstedt, Silke (2011): Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 118-125.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Schwartz. S. 183-198.

Bourdieu, Pierre (1987, Original: 1980): Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (2001): Das Politische Feld. In: Bourdieu, Pierre: Das Politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz: UVK, S. 41-57.

Buchstein, Hubertus (2004): Demokratie. In: Göhler, Gerhard; Iser Mattias; Kemer, Ina (Hg.): Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 47-64.

Busse, Carl-Heinrich (1990): Gentrification: Stadtteile im Konflikt – Beispiele aus Hamburg. In: Blasius, Jörg & Jens S. Dangschat (Hg): Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel. Frankfurt: Campus Verlag, S. 196-212.

Cambridge Dictionaries Online (2013): the gentry. Gefunden: <http://dictionary.cambridge.org/dictionary/british/the-gentry?q=gentry> [Zugriff: 23.12.2013].

City Farm Schönbrunn: City Farm Schönbrunn Homepage. Gefunden: <http://cityfarmschoenbrunn.org> [Zugriff: 23.12.2013].

Coca-Domínguez, Yara (24.10.2013): Vortrag zu Macondo und dem Nachbarschaftsgarten Macondo im Rahmen eines Rundgangs durch den Nachbarschaftsgarten und die Siedlung. Seminar Produktive Stadtlandschaften: 'Urban Farming' und 'Urban Gardening'. Leitung: Voglmayr, Irmtraud (Wintersemester 2013/14). Institut für Internationale Entwicklung. Universität Wien.

Common, Mick/Stagl, Sigrid (2005): Ecological Economics. An introduction. New York: Cambridge University Press.

Dahm, Daniel/ Scherhorn, Gerhard (2008): Urbane Subsistenz : die zweite Quelle des Wohlstands München: Ökom Verlag.

Deutsches Kleingärtnermuseum: Geschichtliches. Gefunden <http://www.kleingartenmuseum.de/kleingartengeschichtliches> [Zugriff: 7.12.2013].

Dietschy, Ulrike (o.J.): Verständigung bracht neue Räume. Interkultureller Landschaftsgarten Graz – West. Gefunden <http://miraconsult.at/consultneu/wp-content/uploads/2012/05/VERSTA%CC%88NDIGUNG-BRAUCHT-NEUE-RA%CC%88UME2.pdf> [Zugriff: 23.12.2013].

Dietz, Thomas/ Ostrom, Elinor/ Stern, Paul C. (2003): The Struggle to Govern the Commons. In: Science, Vol. 302, S. 1907-1912.

Doron, Gil/ Franck, Karan A. (2005): Urban Agriculture: Small, Medium, Large. In: Architectural Design. Vol. 75 (3), S. 52- 59.

Duden Online (2013): Allmende. Gefunden: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Allmende> [Zugriff: 20.12.2013].

Duden Online (2013): Garten. Gefunden: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Garten> [Zugriff: 04.01.2014].

Dünzelmann, Anne (2007): Von der Yayla zum Kleingarten. Kleingärten als Räume der Integration und Akkulturation für Zugewanderte? Frankfurt am Main (u.a.): IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Essbare Stadt Kassel (Stand: 2013): Das Konzept der Essbaren Stadt. Gefunden: <http://www.essbare-stadt.de/konzept/index.php> [Zugriff: 8.12.2013]

Foucault, Michel (1976): Die Macht und die Norm. In: Ders. Mikrophysik der Macht. Berlin: Merve Verlag, S. 99-107.

Friedrichs, Jürgen (1996): Gentrification: Forschungsstand und methodologische Probleme. In: Friedrichs, Jürgen/Kecskes, Robert (Hg.): Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Opladen: Leske und Budrich Verlag, S. 13-40.

Gartenpolylog: <http://www.gartenpolylog.org> [Zugriff: 14.10.2013].

Gartler, Susanna (2011): Subsistenz. Eine Anthropologische Begriffsanalyse. Diplomarbeit an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

- Geldmacher, Thomas (o.J.): Geschichte. In: Zinggl, Wolfgang (o.J.): Guerilla Gardening. Wien: Die Grünen. S. 3-4. Gefunden: http://www.gb.w.at/fileadmin/user_upload/gbw_allgemein/6_PDFs/guerrilla_gardening_low.pdf [Zugriff: 7.12.2013]
- Graf, Barbara (2012): Der Guerilla Garten als informeller Lernort und sozialer Freiraum. Am Beispiel des Längenfeldgartens in Wien. Bachelorarbeit: Universität Wien.
- Green Guerillas: History Green Guerillas Homepage. Gefunden: <http://www.greenguerillas.org/history> [Zugriff: 7.12.2013].
- Green Thumb: Green Thum Homepage. Gefunden: <http://www.greenthumbnyc.org/> [Zugriff: 8.12.2013].
- Grober, Ulrich (2010): Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. Gefunden: <http://hdl.handle.net/2003/27453> [Zugriff: 7.12.2013].
- Grünsteidel, Irmtraud (2000): Community Gardens – Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth/ Holl, Anne (Hg.): Die Wiederkehr der Gärten-Kleinstlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck: Studien Verlag S. 125-139.
- Gürses, Hakan (1998, 2000): Der andere Schauspieler. Kritische Bemerkungen zum Kulturbegriff. In: Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren, Vol. 2, 1998, S. 62-81. Gefunden: <http://them.polylog.org/1/agh-de.htm> [Zugriff: 7.12.2013].
- Hamnett, Chris (2000): Chapter 28. Gentrification, Postindustrialism, and Industrial and Occupation Restructuring in Global Cities. In: Bridge, Gary & Sophie Watson: A Companion to the City. Oxford (u.a.): Blackwell Publishing. S.331-341.
- Harvey, David (2013): Rebellische Städte. Berlin: Suhrkamp. ODER (2012) Rebel Cities. From the Right to the City to the Urban Revolution. London, New York: Verso. gefunden <http://libcom.org/files/Rebel%20Cities-David%20Harvey.pdf> [Zugriff: 7.12.2013].
- Heisteringer, Andrea (2011): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S.305-318.
- Heisteringer, Andrea (2012): Arche Noah Handbuch Bio-Balkongarten. Gemüse, Obst und Kräuter auf kleiner Fläche ernten. Arche Noah. Gesellschaft zur Erhaltung und Verbreitung der Kulturpflanzenvielfalt. Innsbruck: Löwenzahn.
- Hirsch, Joachim (2002): Kapitel 2: Der nationale Wettbewerbsstaat. In: Ders.: Herrschaft, Hegemonie und politische Alternativen. Hamburg: VSA-Verlag, 84-130.
- Hollein, Max (2006): Vorwort. In: Schulze, Sabine: Gärten. Ordnung-Inspiration-Glück. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag. S. 12-13.
- Hörantner, Esther (2012): Community Gardening. Eine ethnographische Betrachtung dreier Gemeinschaftsgärten in Wien oder von der Gemeinschaft im Garten. Diplomarbeit. Kultur – und Sozialanthropologie. Universität Wien.
- Hörning, Karl/ Reuter Julia (2004): Doing Culture: Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl & Reuter: Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript Verlag, S. 9-18.
- Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurter Adorno - Vorlesungen 2004. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Institutgruppe/Studienvertretung Kultur- und Sozialanthropologie (Oktober 2013): Newsletter der Kultur- und Sozialanthropologie Wien Oktober 2013. Gefunden: <http://www.univie.ac.at/stv-ksa/wp-content/uploads/2012/04/Oktober-2013-Teil-1.pdf> [Zugriff: 25.12.2013].

- Jamnig, Sabrina (2014): Gentrifizierung in ostdeutschen Städten. Das Beispiel Leipzig-Connewitz. Diplomarbeit. Universität Wien. Institut für Internationale Entwicklung.
- Kletzer, Bettina (2008): Ein Nachbarschaftsgarten in Wien. Ethnographische Annäherung an einen öffentlichen Freiraum. Diplomarbeit: Universität Wien.
- Krasny, Elke (2012): Hands-on Urbanism 1850-2012. In: Hands-on Urbanism 1850-2012. Krasny, Elke (Hg.): Vom Recht auf Grün. Wien: Turia und Kant, 8-37.
- Kratzwald, Brigitte (2012): Postneoliberalismus, Neo-Feudalisierung und die Wiederaneignung der Commons. In: Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM): Postneoliberalismus – Endgame oder nächste Etappe? Kurswechsel 2/2012. Gefunden: <http://lebensfuelle.files.wordpress.com/2010/04/kurswechsel.pdf> [20.12.2013].
- Kratzwald, Brigitte (o.J.): Commons. Blog. Gefunden: <http://blog.common.at/commons/> [Zugriff: 20.12.2013].
- Kratzwald, Brigitte (14.11.2013): Commons. Vortrag im Rahmen des Seminars: Produktive Stadtlandschaften: 'Urban Farming' und 'Urban Gardening'. Institut für Internationale Entwicklung. Universität Wien.
- Kropp, Cordula (2011): Gärtner(n) ohne Grenzen: Eine neue Politik des „Sowohl-als-auch“ urbaner Gärten? In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 76- 87.
- Lange, Bastian (2011): Koop Stadt? Was ist von der „kreativen Stadt“ zukünftig zu erwarten? In: Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 104-117.
- Lanzinger, Manuela (16.10.2013): Gemeinschaftsgärten in Wien & die umweltberatung. Vortrag im Rahmen der Veranstaltung: Der pädagogische Salon. Lebensraum Garten. organisiert von der Evangelischen Akademie & des Instituts für Bildungswissenschaften der Universität Wien.
- Lohrberg, Frank (2011): Agrarfluren und Stadtentwicklung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S. 140-149.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main. Suhrkamp.
- MA 42- Wiener Stadtgärten (Stand: 2013): Innenhofbegrünung- Förderungsantrag. <http://www.wien.gv.at/amtsheifer/umwelt/stadtgaerten/begrueung/innenhofbegrueung.html> [Zugriff: 8.12.2013].
- MA 49 -Forstamt und Landwirtschaftsbetrieb der Stadt Wien (Stand: 12. 2013): Ökoparzellen der Stadt Wien - Gemüse selber kultivieren und ernten. Gefunden: <http://www.wien.gv.at/umwelt/wald/landwirtschaftsbetrieb/parzellen.html> [Zugriff: 8.12.2013].
- Madlener, Nadja (2008): Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin. Dissertation. Universität Wien.
- Messervy, Julie Moir (1997): Beseelte Gärten. Der Garten als Ausdruck des Selbst. München & Wien: Europaverlag.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth /Holl, Anne (Hg.) (2000): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck: Studien Verlag.
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth/Müller, Renate/ Becker, Petra (Hg.) (2002): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35. Herbolzheim: Centaurus.
- Meyer –Renschhausen, Elisabeth (2011): Von Pflanzenkolonien zum nomadisierenden Junggemüse. Zur Geschichte des Community Gardening in Berlin. In: Müller, Christa (2011):

Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom, 319-332.

Moore, Henrietta L. (1994). A Passion for Difference. Essays in Anthropology and Gender. Bloomington, Indiana: Indiana University Press.

Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: Ökom Verlag.

Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In : Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom Verlag. 22-54.

mundraub (Stand: 2013): Gefunden: www.mundraub.org [Zugriff: 8.12.2013].

Nachbarschaftsgarten Macondo (o.J.): Blog. Gefunden: <http://www.nachbarschaftsgartenmacondo.blogspot.co.at/> [Zugriff: 8.12.2013].

Öhlböck, Thomas (2011): „Achteinhalb Hektar, die die Welt bedeuten“: über das Leben in der Flüchtlingssiedlung Macondo. Besuchsfeldforschung in Wien- Simmering. Diplomarbeit. Institut für Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien.

Österreicher, Ingo (2000): City Farmen und Community Gardens. Freiraumplanerische Annäherung an ein britisches Phänomen gemeinschaftsorientierter Freiraumaneignung und –nutzung. Diplomarbeit, Universität für Bodenkultur Wien.

Ostrom, Elinor (1999): Die Verfassung der Allmende: jenseits von Staat und Markt. Tübingen: Mohr Siebeck.

Ostrom, Elinor/ Burger, Joanna/ Field, Christopher B. (et al.) (1999a): Revisiting the Commons: Local Lessons, Global Challenges. In: Science, Vol. 284, S. 278-282.

Paech Niko (2011): Perspektiven einer Postwachstumsökonomie: Fremdversorgung oder urbane Subsistenz? In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S.88-103.

Prinzessinnengärten (2013): Nomadisch Grün und die Prinzessinnengärten. Gefunden: <http://prinzessinnengarten.net/wir/> [Zugriff: 8.12.2013].

Rauch, Ingrid (2012): Gemeinschaftsgärten in Wien. Über das Organisieren und die Organisation von Gemeinschaft. Sommer 2011 – Sommer 2012. Diplomarbeit: Universität Wien.

Referat für Stadtplanung und Bauordnung. Landeshauptstadt München (2013): Grün und Natur in Freiham. Gefunden: <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Referat-fuer-Stadtplanung-und-Bauordnung/Projekte/Freiham/gruen.html> [Zugriff: 8.12.2013].

Reynolds, Richard: Guerilla Gardening. Blog. Gefunden: <http://www.guerrillagardening.org/> [Zugriff: 8.12.2013].

Reynolds, Richard (2009): Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest. Zwickau: orange press.

Richard, Ursula (2011): Urbane Gärten als Orte spiritueller Erfahrung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S.225-234.

Rosol, Marit/ Weiß, Julika (2005): Community Gardens in Toronto und Seattle – interkulturell, ökologisch und ernährungssichernd. Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit. Nr.1. München: Stiftung Interkultur. Gefunden: <http://www.anstiftung-ertomis.de/downloads/finish/24-skripte-zu-migration-und-nachhaltigkeit/43-marit-rosol-julika-weiss-community-gardens-in-toronto-und-seattle-interkulturell-oekologisch-ernaehrungssichernd> [Zugriff: 8.12.2013].

Schäuble, Verena (2012): Interkulturelle Gärten als Orte informellen Lernens im Sinne einer Bildung für nachhaltige Entwicklung. Eine Feldexploration. Masterarbeit. Technische Universität München. Gefunden: <http://www.anstiftung-ertomis.de/downloads/finish/22-forschungsarbeiten-urbane-gaerten/119-interkulturelle-gaerten-als-orde-informellen-lernens-im-sinne-einer-bildung-fuer-nachhaltige-entwicklung>. [Zugriff: 27.12.2013].

Schmid, Christian (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Sozialgeographische Bibliothek, Band 1. München: Franz Steiner Verlag.

Schörgenhumer, Maria (16.10.2013): Philosophie des Gartens. Vortrag im Rahmen der Veranstaltung: Der pädagogische Salon. Lebensraum Garten. organisiert von der Evangelischen Akademie & des Instituts für Bildungswissenschaften der Universität Wien.

Schulze, Sabine (2006): Gärten. Ordnung-Inspiration-Glück. . Konzeption und Ausstellungsrundgang. In: Schulze, Sabine: Gärten. Ordnung-Inspiration-Glück. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag. S. 14-21.

Söderbaum, Peter (2004): Politics and Ideology in Ecological Economics. In: Internet Encyclopedia of Ecological Economics. Gefunden: http://www.ecoeco.org/pdf/politics_ideology.pdf [Zugriff. 6.12.2013].

Sperl, Raphael (2012): Gentrification in Berlin, London, Prag und Wien. Ein stadtgeographischer Vergleich. Masterarbeit. Institut für Geographie und Raumforschung. Universität Graz.

Stadtentwicklung Wien (Stand: 2013): Urban Farming. Gefunden: <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/projekte/landschaft-freiraum/landschaft/landwirtschaft/urban-farming.html> [Zugriff: 8.12.2013].

Stanzel, David (2013): Projektbeschreibung Nachbarschaftsgarten Macondo. Gefunden: <http://www.sozialmarie.org/?pageid=39&search=macondo&x=0&y=0> [Zugriff: 23.12.2013].

Stiftungsgemeinschaft Anstiftung – Ertomis: Homepage. Gefunden: <http://www.anstiftung-ertomis.de/> [Zugriff: 23.12.2013].

Stone, Edie (2002): Community Gardening in New York wird zur politischen Bewegung. In: Meyer-Renschhausen, Elisabeth (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Frauen, Gesellschaft, Kritik, Band 35, Herbolzheim: Centaurus-Verlag. S. 159-177.

Stummer-Kolonovits, Judith/ Bolz, René (16.10.2013): Vortrag Grätzgarten 9 im Rahmen der Veranstaltung: Der pädagogische Salon. Lebensraum Garten. organisiert von der Evangelischen Akademie & des Instituts für Bildungswissenschaften der Universität Wien.

Taborsky, Ursula (2008): Naturzugang als Teil des Guten Lebens. Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang.

Voglmayr, Irmtraud (Wintersemester 2013/14): Produktive Stadtlandschaften: 'Urban Farming' und 'Urban Gardening'. Seminar. Institut für Internationale Entwicklung. Universität Wien.

Vollan, Björn/ Ostrom, Elinor (2010): Cooperation and the Commons. In: Science, Vol. 330, S. 923-924.

Von der Haide, Ella/ Halder, Severin/ Jahnke, Julia/Mees, Carolin (2011): Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S.266-278.

Weber, Andreas (2011): Der Garten als Lebenshaltung oder warum Natur in der Stadt wichtig ist. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Ökom. S.236-250.

Werner, Karin (2011): Eigensinnige Beheimatungen: Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstandes gegen die neoliberale Ordnung. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom. S. 54-75.

wien.at (Stand: 2013): Gemeinsam Garteln. Gefunden: <http://www.wien.gv.at/umwelt-klimaschutz/gemeinsam-garteln.html> [Zugriff: 23.12.2013].

wohnpartner (Stand: 2013): Gemeinsam Garteln im Gemeindebau. Folder. Gefunden: http://www.wohnpartner-wien.at/media/file/129_FINAL_folder_garten_wp_20130611.pdf [Zugriff: 23.12.2013].

Wolf, Ursula (1999): Die Philosophie und die Frage nach dem guten Leben. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

World Commission on Environment and Development (1987): Report of the World Commission on Environment and Development: Our Common Future. Gefunden: <http://www.un-documents.net/wced-ocf.htm> [Zugriff: 23.12.2013].

8 Anhang

8.1 Fragebögen: Expert_innen¹⁴

Fragebogen 1- Walter Galehr, Biologe, Abfall-und Umweltberater beim Abfall-Service der Stadt Salzburg, leitet die SOL (= Solidarische Landwirtschaft) - Regionalgruppe Salzburg

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Das öde Abstandsgrün zwischen Wohnblöcken verlangte nach Gestaltung

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Belebung der Rasen und Thujenwüsten, gemeinsame Aktivitäten, Selbstversorgung mit Obst und Gemüse

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Nein, habe eigenen Garten

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

Gemeinschaftssinn stärken, kennen lernen

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Vereinsamung, Sehnsucht nach Rückzugsraum und sinnvoller Betätigung

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Eher eine kulturelle Aktion – damit aber auch eine politischen Dimension (gibt den Rahmen vor, ob und wie leicht etwas „gedeihen“ kann.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgärten? Was haben sie gemeinsam?

Kontaktsuchende, Menschen die gerne Hand anlegen und direkt erleben möchten was daraus entsteht, kaum Theoretiker

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung? Warum?

¹⁴ Die Angaben der Befragten wurden nicht verändert, auch Rechtschreib- und Tippfehler wurden deshalb übernommen.

Ja, regt zum gemeinsamen Tun und Austausch an. Macht Menschen in Wohnanlagen miteinander bekannt

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

Angst, übervorteilt zu werden (Beanspruchung gemeinsamer Flächen), Lärm, hoher Moderationsaufwand zwischen den Akteuren

Fragebogen 2 – Klaus Fresser, Diplomingenieur für Landschaftsplanung, Trainer und akademisch geprüfter Experte für Gartentherapie

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Interessiert hat mich das Thema als Landschaftsplaner immer schon. Die Kontakte haben sich dann im Rahmen eines Lehrgangs für Gartentherapie ergeben, den ich gemacht hab. So bin ich zum Gartenpolylog gekommen, hab verschiedene Gärten & Gärtner kennen gelernt, usw.

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Eindeutig die gemeinschaftsbildende Funktion eines Gartens, ganz über Kulturgrenzen hinweg. Deshalb arbeite ich zur Zeit auch bei wohnpartner (www.wohnpartner-wien.at), wo der Garten auch als Instrument in der Gemeinwesenarbeit im Gemeindebau eingesetzt wird.

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Bin ich, ja. Im Gemeinschaftsgarten Donaufelderstraße im 21. Bezirk. Vorrangig ist dort für mich eine Art Gegengewicht zur Arbeit...

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

Die Gründe glaub ich sind vielfältig. Von der Selbstversorgung mit gesundem Gemüse und Kräutern, der „sinnvollen Freizeitbeschäftigung“, der Suche nach alternativen Lebenskonzepten (Stichwort Permakultur, etc.), der Suche nach Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, dem Wunsch nach dem „eigenen Fleckchen Grün“ vor der Haustür (damit verbunden auch oft der Wunsch nach dem „Gestalten Wollen“ des eigenen Wohnumfeldes, auch wenn's einem nicht gehört), die Möglichkeit, „zivilen Ungehorsam“ auszuleben (Guerilla Gardening, Proteste gegen Landverbauung, etc...), Entspannung für den stressgeplagten Städter bis hin zum Lern-Ort für seine Kinder. Sicher hab ich noch viele Motivationen vergessen... :-)

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Ich denke, weil ein Garten ein ganz archetypisches Bild ist, das eine ganz tiefe Sehnsucht in den meisten Menschen anspricht, egal aus welchem Kulturkreis sie kommen. Dort gibt's noch die Möglichkeit für jeden, auf ganz kleinem Raum quasi „Selbstwirksamkeit“ zu erleben (Ich pflanz einen Samen ein, seh ein Pflänzchen aufgehen, um das ich mich kümmern muss, ich gieß es regelmäßig und rupf das Unkraut daneben aus – und dann im Herbst ist daraus „meine Pflanze“ gewachsen, die ich dann ernten kann. Ist schon ein tolles Gefühl!)

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Ich denke es hat was von beidem...
Von der Relevanz her würde ich den politischen Aspekt aber stärker betonen. Ein Gemeinschaftsgarten, vor allem, wenn es ein interkultureller ist, ist z.B. auch ein Statement zur Integration.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgärten? Was haben sie gemeinsam?

Alt, jung, groß, klein, Mann, Frau, Alteingesessenen, Migrant, etc.
Allen gemeinsam ist der Wunsch, etwas wachsen zu lassen auf dem eigenen Beet.

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung? Warum?

Natürlich. Dieser gemeinsame Wunsch (siehe vorherige Frage) schweißt zusammen, vor allem, wenn man sich im Laufe des Gartenjahres kennen lernt, einander im Urlaub die Beete gegossen hat, im Herbst dann gemeinsam die Ernte feiert, Saatgut tauscht, etc.

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

Jede Menge.

Vom Nutzungskonflikt auf der geplanten Gartenfläche (vielleicht haben Hundebesitzer die Wiese bereits seit Jahren informell als Hundezone beansprucht, plötzlich kommen da Gemeinschaftsgärtner daher) bis hin zu internen Streitigkeiten unter den Gärtnern (wer setzt sich durch, wer gärtner wo wie lange, gibt es ein „Rotationsverfahren“ für Leute, die jetzt noch nicht zu einem Beet gekommen sind, wohin soll sich der Gemeinschaftsgarten entwickeln, etc.)

Ein Garten – und das find ich das tolle dran – bietet allerdings auch ein breites Feld, solche Konflikte auszuhandeln...

Fragebogen 3 – Cordula Fötsch, Diplom. Landwirtin

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Ich habe Landwirtschaft studiert und hatte schon lange Interesse am selber tun. Ich war einfach gespannt, wie Lebensmittelproduktion in der Stadt ausschauen kann. Es ging mir dabei nicht so sehr um die Selbstversorgung, sondern vor allem um's Ausprobieren Können, um das Lernen von anderen, das gemeinsame Tun im Garten.

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

derzeit finde ich vor Gemeinschaftsgärten vor allem in der Debatte um die Aneignung von öffentlichen und halböffentlichen Räumen und als Teil von Ernährungssouveränität spannend.

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Derzeit nicht

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

ich glaube, die Gründe sind sehr vielfältig. Für viele geht es einfach um's Gärtnern (seis mit der Idee der Versorgung mit frischem Gemüse oder aus Freude am Tun). Oft ist der Garten auch ein erweitertes Wohnzimmer, ein Raum in dem ich einfach sein kann, den ich auch aktiv gestalten kann, gerade wenn Menschen eher beengt Leben. Viele Eltern schätzen die Möglichkeit, mit ihren Kindern Gärtnern zu können, damit die erleben, wie Lebensmittel wachsen. Genau so steht für viele die Gemeinschaft im Vordergrund. Und natürlich wird auch mit politischen Motiven gegärtnert: Wem gehört der öffentliche Raum? Wer hat die Macht über unser Essen?...sind nur einige der Fragen, die sich GemeinschaftsgärtnerInnen stellen.

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Gärtnern in Gemeinschaftsgärten kann auf jeden Fal eine politische Aktion sein (siehe oben). Genauso können GGs auch Raum für kulturelle Aktionen sein. Es ist natürlich auch eine frage der Definition, was ich unter Kultur verstehe. Ist schon die In-Kultur-Nahme von Land/Boden eine kulturelle Aktion. Ist es das Kennen Lernen von anderen "Kulturen" und gärtnerischen Praktiken oder die Umsetzung künstlerischer Ideen im Garten.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgarten? Was haben sie gemeinsam?

Ich denke, die GärtnerInnen sind so vielfältig wie die Gemeinschaftsgärten. Manche Gärten haben eine ganz bestimmte Zielgruppe, wie Mädchengärten, Generationengärten,... Andere Gärten sind sehr bunt gemischt. Ich glaube, Gemeinschaftsgärten sind sehr niederschwellig und sprechen alle Menschen an, die Interesse an Gärtnern in Gemeinschaft haben.

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung? Warum?

Auch das ist wieder abhängig von den Gärten und den Menschen darin. Grundsätzlich glaube ich aber, dass immer irgendeine Form von Gemeinschaft beim gemeinsam oder nebeneinander Gärtnern entsteht. Wenn ich der Gemeinschaft eine Richtung geben möchte, muss ich das auch gezielt fördern und begleiten.

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

In Gemeinschaftsgärten treten Konflikte auf, wie sie überall auftreten, wo Menschen gemeinsam tun. GärtnerInnen haben unterschiedliche Vorstellungen vom Garten, bringen sich unterschiedlich in die Gartengemeinschaft ein, übertreten gemeinsame Regeln,... Es gibt auf öffentlichen Flächen Konflikte mit AnrainerInnen, manchmal auch Schwierigkeiten mit Vandalismus. Es kommt auch immer wieder zu Konflikten mit GrundeigentümerInnen, wenn Flächen, die gärtnerisch genutzt werden, plötzlich verkauft und verbaut werden sollen.

Fragebogen 4 – Hermann Signitzer, Tourismusreferent der Erzdiözese Salzburg

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Kontakt mit Menschen. Kontakt mit anderen Kulturen. Gemeinsame Beschäftigung mit einem Thema

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Menschen eine "Fläche" zu bieten, auf der sie Wurzeln schlagen können.

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

Einen Ort zu haben / beanspruchen können. Gleichgesinnte treffen, Austauschrunden finden.

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Entfremdung greift um sich. Nicht nur in der Lebensmittelproduktion. Der Garten erzieht zur Langsamkeit, zur Ehrlichkeit und damit auch zu einem menschlichen Maß.

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion?

Beides.

In welcher Hinsicht?

Kulturell sowieso, politisch als mahnendes Projekt an Verantwortliche, endlich konkret mit Integrationspolitik zu werden.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgärten?

Neugierige, Menschen, die über den Tellerrand hinausblicken wollen. Menschen die noch Lust auf Begegnung und auf Horizonterweiterung haben.

Was haben sie gemeinsam?

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung?

Ja.

Warum?

Weil gemeinsam Herausforderungen gemeistert werden. Das geht nur in Kommunikation.

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

Das war in Neumarkt ein Spezialfall. Wir hatten starke Beteiligung vom örtlichen Asylwerberheim. Ängste, besonders auf der Seite der "Eingebornenen" waren stark.

Fragebogen 5 - Maria Schörghumer, Philosophin, aktuell verfasst sie ihre Dissertation zur Philosophie des Gartens

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Ich beschäftige mich nicht in erster Linie mit Gemeinschaftsgärten, sondern mit dem Phänomen Garten allgemein – aus philosophischer Sicht. Zu der Vielzahl an Gartenarten/Gärten, die sich hinter dem Begriff „Garten“ verbergen, zählen aber natürlich auch Gemeinschaftsgärten. Auf den Garten gekommen bin ich über meine Auseinandersetzung mit der Philosophie des Wohnens, die deutlich innenraumzentriert ist und die Natur tendenziell ausschließt; der Garten

erscheint mir als ein Raum des Wohnens, in dem Mensch und Natur zusammenkommen (fragt sich nur, wie...).

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Ein Aspekt, der mich am Garten besonders interessiert und der auch – aber keineswegs nur – in Gemeinschaftsgärten relevant ist, ist das Verhältnis von Mensch und Natur, wie es in verschiedenen Gartenpraktiken vermittelt ist, so insbesondere in der Praxis des Gärtnerns, die ja eine Praxis des direkten Umgangs mit der Natur ist. Aus ihr lässt sich viel für unser Verhältnis zur Natur und über die Rolle(n), die wir in ihr spielen, lernen – vielleicht sogar so etwas wie ökologische Tugenden...

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Ich selbst bin keine Gemeinschaftsgärtnerin; ich pflege jedoch einen eigenen Garten auf dem Land.

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

1) Kein eigener Garten. 2) Interesse am Gärtnern. 3) Aufgeschlossenheit für Begegnung und Zusammenarbeit mit anderen Menschen im Garten.

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Der Garten bzw. das Gärtnern hat sich zu einem regelrechten Trend ausgewachsen, sodass schon allein die Tatsache, dass Gärtnern im Trend liegt, ein nicht zu verachtender Grund dafür ist, dass viele sich ihm zuwenden: „Man“ gärtner, weil es in aller Munde und in Mode ist, weil es viele andere auch machen, weil es in den Medien präsent ist,... Sicherlich spielen darüber hinaus gerade für viele neue urbane GärtnerInnen der Wunsch nach verbesserter Lebensqualität, Überlegungen zu einem umweltbewussten/gesunden Lebensstil, aber auch generell ein „grüneres“ Bewusstsein bzw. vielleicht auch so etwas wie Sehnsucht nach Naturnähe eine wesentliche Rolle. Dazu kommt ein Interesse am Selbermachen bzw. daran, gewisse Dinge selbst in der Hand zu haben (Autonomie?), gepaart mit einer Rückkehr zu den guten alten einfachen Dingen des Lebens (dazu gehören auch ehemals biedere, nun neu zu Ehren und in Mode gekommene Tätigkeiten wie Stricken oder Kochen nach Großmutter Rezepten). All das, und das ist das Bezeichnende an unserer gegenwärtigen Situation, ist aber kein Handeln aus Not, sondern in gewisser Weise aus dem Überfluss: Wir müssen ja keine Stadtflächen begärtnern, weil wir uns anders nicht ernähren könnten (wie es etwa in der Kriegs- und Nachkriegszeit der Fall war), sondern es gärtner, wer es sich leisten kann (weil er Zugang zu Gartenraum hat, weil er Zeit, Geld, Ambitionen hat) und dazu vielleicht noch die eine oder andere Vision von einem alternativen, besseren Leben oder gar sich selbst verwirklichen will. So ist die gerade beim urbanen Nutzgärtnern so stark zelebrierte „Neue Bescheidenheit“ eigentlich Luxus.

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten muss nicht unbedingt eine politische Aktion sein. Für manche mag der Gemeinschaftsgarten schlicht und einfach eine Möglichkeit sein, in Kontakt mit Gartenerde und mit anderen Menschen zu kommen – ohne damit bewusst ein politisches Zeichen zu setzen. Sehr wohl kann das Engagement für einen bzw. in einem Gemeinschaftsgarten aber auch politisch motiviert sein, z.B. im Hinblick auf Stadtverschönerung, Stadtraum-Rückeroberung, Teilhabe, Autonomie, Umweltbewusstsein, Gesundes-Leben-Ideologie,... Eine kulturelle Aktion – oder ich würde vielleicht eher sagen, kulturelle *Praxis*, da „Aktion“ so einmalig und punktuell klingt, während das Gärtnern doch ein langwieriger, prinzipiell unabgeschlossener Prozess ist – kulturelle Praxis also ist das Gärtnern immer und sogar in einem sehr grundlegenden Sinn, geht es doch um Kultur, *colere*, das Bauen, Pflegen, Kultivieren der Natur im Garten zur Schaffung menschlichen Lebensraums, zum Setzen menschlicher Lebens-Zeichen.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgarten? Was haben sie gemeinsam?

Da ich selbst keine direkte Erfahrung mit Gemeinschaftsgärten habe, kann ich diese Frage nicht beantworten. Gemeinsam haben Gemeinschaftsgartenmenschen aber sicherlich das Interesse am Gärtnern und somit an einer Tätigkeit, die mit Naturkontakt verbunden ist.

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung? Warum?

Ja, und zwar insofern, als es dabei um geteilte Arbeit und Zusammenarbeit geht, um gemeinsam etwas entstehen zu lassen. Unterstrichen und unterstützt wird das von der Umgrenzung des Gartens: Sie sorgt, zumindest symbolisch, meist aber auch ganz handfest, für Inklusion und Exklusion, sie trennt Insider von Außenseitern, Gemeinschaftsgärtner von Zaungästen. Innen sein heißt dazugehören, den begrenzten Raum mit anderen teilen, bearbeiten und bewohnen dürfen. So wirkt nicht nur die geteilte Arbeit, sondern auch der geteilte Raum – innerhalb der Gartengrenzen – gemeinschaftsbildend.

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

Zum Beispiel: Konflikte um Gestaltung und Nutzung der Gartenfläche, Konflikte bezüglich Organisation und Arbeitsteilung, Konflikte aufgrund von „Besitzansprüchen“, Innen-Außen-Konflikte (Inklusion/Exklusion), zwischenmenschliche Konflikte innerhalb der Gruppe

Fragebogen 6 – Manuela Lanzinger, Leiterin der Abteilung Grünraum und Garten sowie Umweltbildung der umweltberatung

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Es gibt immer wieder KundInnenanfragen dazu. Außerdem halten wir von "die umweltberatung" Wien dies für eine wichtige Aktion, um Stadtmenschen mehr Naturverbundenheit zu ermöglichen.

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Naturnahe Gestaltung und Pflege, interkultureller Austausch

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Nein noch nicht, ich überlege aber an den Baumstreifenbepflanzungen vor meiner Tür teilzunehmen! Ich möchte gern, dass unter den Bäumen eine Blumenwiese mit heimischen Arten entsteht und nicht nur Zierpflanzen dort gepflanzt werden.

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

- Eigenes Gemüse zu ernten
- Verfügbare Freiräume für Pflanzen nutzen
- Gemeinsam gärtnern
- Interkultureller Dialog
- Teilhabe an demokratischen Strukturen

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Umweltkatastrophen steigern den Wunsch nach Transparenz für die Lebensmittel. Selbst zu sehen, wo die Lebensmittel wachsen und wie sie gepflegt werden.

In der Stadt fehlt den Menschen Grün und Freiraum

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Tw. ist es eine Demonstration eines Willens, was in der eigenen Nähe an Freiraum existieren soll

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgärten? Was haben sie gemeinsam?

Laut MA 49 sind die Gruppen sehr unterschiedlich! MigrantInnen sind ebenso vertreten wie Studierende oder Familien.

Sehen Sie Gemeinschaftsgärten als Projekt zur Gemeinschaftsbildung? Warum?

Um das Projekt zu starten, ist sehr viel Eigeninitiative und Selbstorganisation erforderlich. Gruppendynamische Entscheidungsprozesse müssen gemeinsam durchlebt werden. Durchhaltekraft, beständiges Arbeiten im Garten, Auseinandersetzung mit Gartenpflege, faires Verhalten sind wesentliche Kompetenzen, die dabei erworben werden!

Welche Konflikte können sich, Ihrer Einschätzung nach, um Gemeinschaftsgärten (von ihrer Planung bis zum funktionierenden Gartenverein) ergeben?

Gruppenfindung – fehlende Einigkeit in der Gruppe

Auseinandersetzung mit GrundeigentümerInnen oder der Nachbarschaft

Fehlende Finanzierung

Falsche Erwartungen

Zu geringe Kenntnisse über Gartengestaltung und –pflege (z.B. falsche Pflanzenauswahl, Auftreten von Krankheiten und Schädlingen)

Fragebogen 7 – Yara Coca –Domínguez, studierte Umweltwissenschaften. Sie ist Mitbegründerin und Obfrau des Vereins “Gartenpolylog- GärtnerInnen der Welt kooperieren”

Wie sind Sie darauf gekommen sich mit den Gemeinschaftsgärten zu beschäftigen?

Per Zufall. Ich habe in der Arche Noah gearbeitet und dort Ursula Taborsky kennengelernt, die mich einlud, an Treffen teilzunehmen wo sich interessierte Leute zum Thema Gemeinschaftsgarten versammelt haben. Bis Dato kannte ich die Idee des GG nicht, aber ich ging ein paar Male hin, danach war gleich die Gründung des Vereins und somit war ich „zufällig“ dabei.

Welcher Aspekt interessiert Sie selbst am meisten bezüglich der Gemeinschaftsgärten?

Die menschliche Komponente: die unterschiedlichen Motivationen, die verschiedene Lebenswelten die einander treffen, die Prozesse die in jeder Person erweckt werden weil sie mit anderen konfrontiert werden... die Berührungspunkte die entstehen, die Entdeckungen die man macht, in einem selbst und in den anderen, die anfangs viell. sehr weit entfernt schienen.

Je nachdem, wo der Garten ist und wie die Gegebenheiten sind, sind diese Gruppen von Beginn an eigen und haben bestimmte Dynamiken die nicht unbedingt übertragbar sind. Das sind für mich lebendige unvorhersehbare Aspekte meiner Arbeit die mir viel bei- und weiterbringen.

Sind Sie selbst an einem Gemeinschaftsgarten als GärtnerIn beteiligt? Wenn ja, was ist Ihr vorwiegender Beweggrund für die Partizipation in einem solchen Garten?

Nein, bin ich (noch) nicht!

Was, glauben Sie, sind die wichtigsten Gründe, für Menschen, in Gemeinschaftsgärten mitzuwirken?

Viele (vorwiegend) wegen des Gärtnerns selbst: Gemüsepflanzen und Kräuter selber ziehen (und ggf ihren Kindern zeigen), sich selbst mit der Erde auseinandersetzen.

Es gibt auch Personen für die es vom Anfang an der soziale Aspekt eines GG in Vordergrund steht: sie wollen ihre NachbarInnen kennenlernen und sich mit ihrer Umgebung beschäftigen.

Ein paar sehen das als politischer Akt, als Beteiligung in einem Wandel zu einer partizipativeren Gesellschaft.

In Wien ist die Selbstversorgung Aspekt noch nicht sehr ausgeprägt (die Parzellen reichen oft nicht aus, dazu sind eher die selbsternte Projekte günstiger)

Warum gibt es, Ihrer Meinung nach, gerade jetzt eine derartige Rückbesinnung auf den Garten?

Gerade in den Städten ist das Miteinander ganz wichtig. Das gärtner verbindet viele Dinge die als positiv betrachtet werden können: man hat Kontakt zur Natur, einen Bezug zum Anbau, man setzt mit „Randthemen“ auseinander wie Kompost, Nützlinge, biologisch gärtner... man ist im Freien, man gestaltet etwas grüner, lebendiger...in Bezirken oder Städte wo kaum Grünflächen gibt, ist das ein wichtiger Element. Ich glaube, das gärtner vereint viele Dinge, die förderlich und auch attraktiv sind.

Warum jetzt? Es symbolisiert die moderne Zeit auch: die BürgerInnen wollen aktiv werden, sich nicht alles „verschreiben lassen“, aber auch selbst Verantwortung übernehmen für das „gemein Gut“. Es gibt eine „Welle“, ein großes Bedürfnis nach Selbstbestimmung.

Medial wird präsenter, es werden mehr Menschen auf die Idee und den Geschmack gemacht und nachdem die leichter Verknüpfungen sind (man findet schneller Gleichgesinnten)...vermehrten sich die Initiativen auch rasanter!

Ist das Gärtnern im Gemeinschaftsgarten eine politische- oder kulturelle Aktion? In welcher Hinsicht?

Es geht den GärtnerInnen um Mitbestimmung und Mitgestaltung ihrer unmittelbaren Wohnumgebung. Die Gärten haben meistens eine offenedemokratische Ausprägung, verändern sich nicht nur mit der Jahreszeiten sondern auch mit den Nutzungsansprüche der GärtnerInnen, der anderen

AkteurInnen, etc...Diese Veränderungen und Prozesse haben Auswirkungen auf individueller, sozialer und räumlicher Ebene und breiten sich außerhalb des Gartenzauns aus. Was im Prinzip im „kleinen“ passiert, spiegelt sich in die Gesellschaft und insofern denke ich sehr wohl, dass Gemeinschaftsgarten politische und kulturelle „Räume“ sind.

Welche Menschengruppen kommen, Ihrer Einschätzung nach, vor allem in den Gemeinschaftsgarten? Was haben sie gemeinsam?

Welche, die von der Idee was gehört haben oder etwas wissen. In 2. Linie oder etwas später kommen die Menschen am Zug, die über den Gartenzaun merken, worum es geht. Diese letzte sind meistens Personen ohne gute Deutsch-Kenntnissen oder die, die nicht die gewöhnten Kommunikationswege nutzen.

Gemeinsam haben sie die Lust oder die Vorliebe zu den Pflanzen, zu dem Gärtnern selbst!

8.2 Fragebögen Gärtner_innen¹⁵

Fragebogen G1 – René Bolz

Warum gärtnern Sie im Gemeinschaftsgarten? Wie lange machen Sie das schon? Was ist Ihr persönlicher Gewinn?

Bin auf einem Bauernhof aufgewachsen. Hatte in der Schule, dass Unterrichtsfach Schulgarten. Bindung an die Natur. Interesse Nahrungsmittel biologisch selbst anzubauen. Aktiv seit 2012 Kontakt mit gleichgesinnten Menschen, in der und mit der Natur arbeiten. Selbst angebaute Nahrungsmittel.

Sehen Sie den Gemeinschaftsgarten als Ersatz für einen eigenen Garten, oder ist er genau das, was Sie suchen? Was wäre für Sie eine bessere Alternative zum Gemeinschaftsgarten?

Der Gemeinschaftsgarten ist genau das, was ich gesucht habe. Konventionelle Gärten muntierten in den letzten Jahrzehnten zum Zweitwohnsitz. Mehr Gartenfläche wäre wünschenswert. Als Ergänzung strebe ich die Gründung einer Lebensmittelkooperative an.

Was pflanzen Sie in Ihrem Beet an?

Gemüse, dass eine Ernte vom Frühjahr bis Herbst ermöglicht.

¹⁵ Die Angaben der Befragten wurden nicht verändert, auch Rechtschreib- und Tippfehler wurden deshalb übernommen.

Was machen Sie mit Ihrer Ernte?

Esse ich selbst. In einem guten Erntejahr kann dies z.B. für mehrere Wochen, dass Abendbrot ersetzen.

Wie ist der Garten, an dem Sie beteiligt sind aufgeteilt? Hat jeder ein Beet? Sind alle Beete gleich groß? Wie lange dürfen Sie Ihr Beet nutzen?

Jeder hat etwa die gleiche Fläche zur Verfügung. Es gibt auch Hochbeete. Das Beet kann eigentlich uneingeschränkt genutzt werden.

Organisiert Ihr Gartenverein Aktivitäten und/oder Veranstaltungen im Garten? Welche? Nehmen Sie daran teil? Wer organisiert das genau?

Gemeinschaftliche Aktionen im Garten gibt es viele: Mitgliederversammlungen, Wahl des Vorstandes, gemeinsame Pflege von Flächen, Einbringen von Komposterde oder Pferdemist. Ich nehme daran teil. Die Treffen oder Aktionen werden gemeinschaftlich organisiert.

Zahlen Sie einen Mitgliedsbeitrag? Wie viel – pro Monat/pro Jahr? Gibt es sonst Dinge, für die Sie im Garten bezahlen?

Ja. Etwa 100 Euro/a. Damit wird alles abgeglichen (Wasser, Pacht). Ansonsten zahle ich für meine eigenen Pflanzen im Beet bzw. sponsore Blumen für die Gemeinschaftsflächen. Die Blumenpracht entschädigt den Aufwand.

Hat es in Ihrem Garten schon Konflikte gegeben? Was für Konflikte tauchen typischer Weise im Garten auf?

Nutzung der gemeinschaftlichen Flächen. Gras aussäen...

Personenbezogene Daten

Alter: 37

Geschlecht: Männlich

Beruf/Beschäftigung: DI

höchste abgeschlossene Bildung: DI

Staatsangehörigkeit: Kommen Sie ursprünglich aus Österreich? Deutschland

Kommen Sie aus einer Stadt oder kommen Sie aus dem ländlichen Raum? Kleinstadt mit ländlichen Raum

Fragebogen G2 – Judith Stummer-Kolonovits

Warum gärtnern Sie im Gemeinschaftsgarten?

Sehnsucht nach mehr naturnahem Leben in der Stadt.

Wie lange machen Sie das schon?

ca 2 Jahre (2. Saison)

Was ist Ihr persönlicher Gewinn?

gärtnern macht Freude!

Sinnvolles Kompostieren und den Kreislauf der Natur erleben

etwas gemeinsam aufgebaut zu haben (ich bin Gründungsmitglied)

biologische, eigene Ernte

Vermittlung an meine Kinder: Wert der Nahrung und wie sie entsteht

Geschmackserlebnisse

natürlicher Raum in meiner unmittelbaren Wohnumgebung im Zentrum der Stadt

Sehen Sie den Gemeinschaftsgarten als Ersatz für einen eigenen Garten, oder ist er genau das, was Sie suchen?

Beides

Was wäre für Sie eine bessere Alternative zum Gemeinschaftsgarten?

ein eigener Garten vor der Haustüre; da ich aber mitten in der Stadt lebe und meine Familie und ich hier unseren Lebensmittelpunkt haben, ist der Grätzeltgarten eine gute Alternative

Was pflanzen Sie in Ihrem Beet an?

Erdbeeren, Petersilie, Karotten, Radieschen, Salat, Paradeiser, Gurken, Paprika, Zwiebel/Lauch, Lavendel, Kapuzinerkresse, Sonnenblume,

Was machen Sie mit Ihrer Ernte?

Essen! tw verschenken

Wie ist der Garten, an dem Sie beteiligt sind aufgeteilt? Hat jeder ein Beet? Sind alle Beete gleich groß? Wie lange dürfen Sie Ihr Beet nutzen?

jedes vereinsmitglied hat ein Beet, manche wollten sich ein Beet teilen
1 Beet hat ca 8 qm, alle Beete sind annähernd gleich groß, manche sind schattiger als andere, es wurde zu beginn gelost, wird jetzt ein Beet frei, dürfen zuerst die "alten" Vereinsmitglieder sich f dieses Beet bewerben (es wird gelost bei MehrfachinteressentInnen)

Nutzungsdauer: so lange man möchte; der Pachtvertrag mit der Eigentümerin geht noch bis nächstes Jahr, wir hoffen auf Verlängerung

Organisiert Ihr Gartenverein Aktivitäten und/oder Veranstaltungen im Garten? Welche? Nehmen Sie daran teil? Wer organisiert das genau?

Gartenführungen (ANrainerINnen, Kindergarten, InteressentINnen) organisiert v
div GärtnerInnen

Filmabend (siehe die beiden Attachements) ua gem mit Filmarchiv Austria im
Augartenkino (habe ich organisiert)

Infoabend im Garten: Beikraut und deren Nutzung (ich habe teilgenommen)
organisiert v einem anderen Gartenmitgl.

Zahlen Sie einen Mitgliedsbeitrag? Wie viel – pro Monat/pro Jahr? Gibt es sonst Dinge,
für die Sie im Garten bezahlen?

Jahresbeitrag

1. Jahr: 100,-

2. Jahr: 80,-

Einige (ua ich) haben Kautio(n) (jedeR 136,-) für die Eigentümerin eingezahlt
für Pflanzen des eigenen Beetes bezahlt jedeR selbst; Dünger (biologisch!)
ebenso

haben am ANfang viiel Fundraisingarbeit gemacht (f einen günstigen Zaun,
Gartenhütte, Erdenanlieferung, Hochbeetmaterial; gebaut haben wirs selbst,
Gartengeräte)

Nächste Saison wird der Beitrag bestimmt niedriger, da noch einiges v diesem
Jahr übrig ist

Hat es in Ihrem Garten schon Konflikte gegeben? Was für Konflikte tauchen typischer
Weise im Garten auf?

manche machen viel, andere wenig, andere gar nichts; wird als unfair erlebt
Meinungsbildung ist sehr kompliziert und mühsam

Konflikte: wer darf was auf der Gemeinschaftsfläche machen?

Welchen Namen geben wir uns?

Personenbezogene Daten

Alter: 38

Geschlecht: Weiblich

Beruf/Beschäftigung: Lektorin, Trainerin (Juristin)

höchste abgeschlossene Bildung: Universität, Doktorat

Staatsangehörigkeit: Kommen Sie ursprünglich aus Österreich? österr. ja

Kommen Sie aus einer Stadt oder kommen Sie aus dem ländlichen Raum? Peripherie
von Wien (ursprünglich Schwechat, Wr. Neudorf, Mödling; lebe seit 15 Jahren in Wien)

Fragebogen G3 – Carmen Feichtinger

Warum gärtner(n) Sie im Gemeinschaftsgarten?

Um eigenes biologisches Gemüse anzupflanzen und zu ernten, sich so etwas
unabhängiger vom herkömmlichen (Supermarkt)Angebot zu machen, um auch
für unsere Breitengrade ungewöhnlichere oder alte Sorten anbauen zu können,
um Samen ziehen und unter Interessierten tauschen zu können und um
letztendlich wieder enger verbunden mit der Natur zu sein und um die

Jahreszeiten/das jeweilige Wetter sowie die Fruchtfolgen besser verfolgen und leben zu können.

Wie lange machen Sie das schon?

Seit letztem Jahr. Da hatten wir zu zweit zum ersten Mal ein Selbsterntefeld in Hirschstetten.

Was ist Ihr persönlicher Gewinn?

Dem Wachstum vom keimenden Samenkorn zur Ernte tragenden Pflanze zusehen zu können, Tiere und Pflanzen aufmerksam wahrzunehmen. Die kleinen Wunder des Lebens bewundern.

Sehen Sie den Gemeinschaftsgarten als Ersatz für einen eigenen Garten, oder ist er genau das, was Sie suchen?

An sich sind die Selbsterntefelder schon super, da gewisse Sorten vor der Übergabe von der Familie Radl angesät werden, es eine Bewässerung gibt und es dadurch insgesamt auch weniger Aufwand ist. Allerdings finde ich es mittlerweile immer bedauerlicher, dass die Saison nur bis Anfang November geht und es nicht möglich ist, das ganze Jahr über und auf der selben Stelle den Garten zu haben. So kann man leider zum Beispiel keine mehrjährigen Pflanzen setzen und hat im Winter keinen Ort um zum Beispiel auch winterhartes Gemüse zu ziehen. Wenn sich eine andere Gelegenheit, d.h. ein anderes Grundstück, das ganzjährig zugänglich und preislich auch vertretbar ist, auftun würde, würden wir das sicher bevorzugen.

Was wäre für Sie eine bessere Alternative zum Gemeinschaftsgarten?

Für mich/uns wäre es vielleicht ein Gemeinschaftsgarten, der ganzjährig zugänglich ist eine Alternative zur Selbsternteparzelle.:)

Was pflanzen Sie in Ihrem Beet an?

So Einiges.:) Dieses Jahr haben wir selbst gepflanzt: Erdmandeln, Rote Rüben, Kohlrabi, verschiedene Tomatensorten, verschiedene Paprikas, Pfefferoni, Melanzi, rotes Basilikum, Kürbisse (Feigenblattkürbis, Butternuß, Hokkaido, Blauer Ungar, ..), Zucchini, Gurke, Käferbohnen, Stangenfisolen, Salat, Okra, Zuckermelone, Schwammgurke (leider aus wahrscheinlich klimatischen Gründen nichts geworden) und sicher noch Einiges mehr.
Die angebauten Sorten waren: Erbsen, Karotten, Petersilie, Dill, Mangold, Brokkoli, Salat, Rotkraut, ...

Was machen Sie mit Ihrer Ernte?

Schwesterlich und brüderlich teilen, herschenken, haltbar machen, einfrieren oder natürlich sowieso gleich verkochen und mit Genuss verspeisen.:)

Wie ist der Garten, an dem Sie beteiligt sind aufgeteilt?

Wir hatten zwei Parzellen mit insgesamt 80 m² und haben uns zu fünft um den ganzen Bereich gekümmert.

Hat jeder ein Beet? Sind alle Beete gleich groß?

Jede Parzelle ist 40 m², ein paar Nachbarn hatten ebenso wie wir auch mehr als eine Parzelle.

Wie lange dürfen Sie Ihr Beet nutzen?

Von Ende April bis Anfang November.

Organisiert Ihr Gartenverein Aktivitäten und/oder Veranstaltungen im Garten? Welche? Nehmen Sie daran teil? Wer organisiert das genau?

Leider nein.

Zahlen Sie einen Mitgliedsbeitrag? Wie viel – pro Monat/pro Jahr? Gibt es sonst Dinge, für die Sie im Garten bezahlen?

129 Euro pro Parzelle/Saison (2013). Sonst haben wir noch Geld für Samen und Pflänzchen ausgegeben.

Hat es in Ihrem Garten schon Konflikte gegeben? Was für Konflikte tauchen typischer Weise im Garten auf?

Dieses Jahr tauchten leider einige neue "Verbote" auf, die ausgeschildert am Zaun oder per mail von der Familie Radl an alle Nutzer gingen. Z.B. Hundeverbot und leider, leider nun auch für nächstes Jahr neu, dass wir die Bio-Jungpflanzen und Bio-Samen über die Radls beziehen müssen, da sie gegenüber der Bio-Kontrolle am Hof, offensichtlich nachweisbar machen müssen, dass die Samen und Pflanzen, die auf den Parzellen gepflanzt werden, 100 % bio sind (wir haben uns auch daran gehalten, aber offensichtlich nicht alle). Leider fällt damit wahrscheinlich weg, die selbstgewonnenen oder getauschte Samen zu verwenden.

Intern, in unser 5er Gruppe, gab es zwischendurch ein bißchen ein Genervtsein, weil eine von uns etwas übermotiviert, eine Zeit lang fast täglich im Garten war und so ein wenig "dominant" geworden ist. Eigentumsdenken oder zu großer Eigensinn sind einem Gemeinschaftsgarten oder einem gemeinschaftlich genutzten Bereich nicht sehr förderlich und können zu Konflikten führen.

Personenbezogene Daten

Alter: 29

Geschlecht: Weiblich

Beruf/Beschäftigung: momentan dabei einen neuen handwerklichen Kurs einzuschlagen, davor journalistisch-redaktionell tätig

höchste abgeschlossene Bildung: Studium

Staatsangehörigkeit: Kommen Sie ursprünglich aus Österreich? Ja

Kommen Sie aus einer Stadt oder kommen Sie aus dem ländlichen Raum? Aus dem ländlichen Raum.

8.3 Interview Verzeichnis:

Interview mit

- Ulrike Dietschy (Gründerin des Interkulturellen Landschaftsgarten „Graz-West“ am 6.11.2013
- Gudrun Walesch (wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftungsgemeinschaft Anstiftung – ERTOMIS) am 11.11.2013

8.4 Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit fasst die Wiener Gemeinschaftsgärten (GG) als Teil einer weltweiten Stadtgartenbewegung auf. Als solche wird das urbane Gärtnern als Symptom eines weltweiten gesellschaftlichen Wertewandels gesehen, der sich im Lebensstil von Individuen und Gruppen niederschlägt und sich im urbanen Zwischenraum „Garten“ abspielt. Die Definition von Garten als „Urbanem Zwischenraum“ versteht Garten als einen sozial konstruierten Raum, der durch die Interaktion von Garten, den Gärtner_innen und der ihn umgebenden Stadt entsteht und kontinuierlich geformt wird. Somit stellt der urbane Gemeinschaftsgarten einen Verknüpfungspunkt zwischen verschiedenen Sphären wie etwa Natur und Stadt, Privatem und Öffentlichkeit, Mensch und Staat dar. Die weltweite Gartenbewegung muss im Kontext einer Diskussion um neue Werte und Ideale, wie etwa Ernährungssouveränität, Nachhaltigkeit und das Recht auf Stadt, gesehen werden. Die Motive der Gärtner_innen variieren von der einfachen „Lust“ am gärtnerischen Tun bis hin zu ideologischen Beweggründen. Die Analyse der GG in ihrem gesellschaftlichen Kontext wurde anhand der Anwendung der Theorie der sozialen Praxis Pierre Bourdieus realisiert. Bourdieu beschreibt das Streben nach einer Verbesserung der eigenen gesellschaftlichen Position als den wichtigsten Beweggrund für menschliches Handeln, das sich in der Akkumulation von Kapital äußert. Er unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital, welches dazu verwendet wird, soziale Handlungen umzusetzen und einen Lebensstil als Teil des Habitus anzunehmen. Lebensstil ist damit eine Instrument und eine Kategorie sozialer Distinktion. Basierend auf diesen theoretischen Annahmen wurden folgende Hypothesen (H) aufgestellt: 1) Die Beteiligung an einem GG-Projekt wird als Bereicherung im Sinne eines Gewinns von sozialem und kulturellem Kapital wahrgenommen. 2) Das Gärtnern im GG prägt eine neue soziale Praxis und einen Habitus und zeichnet so einen Lebensstil aus, dessen Träger_innen sich durch ihn von anderen sozialen Gruppen abgrenzen. 3) Die heutigen GG können als Post-Guerilla-Gardening betrachtet werden, da sie sich inhaltlich an den gesellschaftskritischen Forderungen dieser Bewegung orientieren. Es wurden Fragebögen an Gärtner_innen sowie Forscher_innen und andere Expert_innen in Sachen Gemeinschaftsgärten ausgesendet; ihre Antworten wurden in der Arbeit beispielsweise zitiert um die Ergebnisse der Literaturanalyse zu unterstreichen.

H 1 wird klar bestätigt. Die Gärtner_innen profitieren von ihrem Engagement im Gemeinschaftsgarten, obwohl sie dadurch kein ökonomisches Kapital gewinnen. Vielmehr bauen sie Beziehungen auf, erlangen Wissen über kulturelle Techniken und können außerdem persönlich aus dem Zugang zum Garten und somit zur Natur „spirituellen“ Nutzen ziehen. Die Sachlage bei H2 und H3 ist dagegen schwieriger. H2 wird aufgrund der hier analysierten Ergebnisse vorläufig angenommen, da eine wachsende Zahl von Personen ihre (zeitlichen) Ressourcen in Gemeinschaftsgartenprojekten investiert. Weitere empirische Überprüfung der Reichweite dieser Annahme ist jedoch notwendig, um diesen Lebensstil als einen Hinweis auf einen Wandel der gesellschaftlichen Werte zu bestätigen oder ihn als vorübergehende Modeerscheinung zu kategorisieren. H3 kann nur in Teilen bestätigt werden. Ursächlich-zeitlich gesehen ist die aktuelle Form des Gemeinschaftsgärtnerns zwar ein Post-Guerilla-Gardening, hinsichtlich ihres Widerstandscharakters stellen sich die GG heute jedoch eher als lokale und in die neoliberale Gesellschaftsweise institutionell-organisatorisch integrierte Räume einer gesellschaftlichen Alternative dar, da sie kurzfristig aufgesucht und wieder verlassen werden. So werden in den Gemeinschaftsgartenprojekten Widerstand und Protest im Kleinen als geringfügige Unterbrechungen der Norm verwirklicht, wodurch sie möglicherweise zum sozialen Wandel beitragen, ohne jedoch das System als Ganzes in Frage zu stellen.

8.5 Abstract

This diploma thesis understands the community gardens (CG) in Vienna as part of a global movement of urban gardening. It is seen as a symptom of a worldwide shift of social values, which displays itself in the lifestyle of individuals and groups and takes place in the urban gap “garden”. With the definition of „garden“ as an urban gap, the „garden“ is understood as a socially constructed place which is being constantly transformed by the interaction between the gardeners, the garden itself and the surrounding city. It is functioning as a junction between different spheres like nature and city, private and public, people and state. The urban gardening movement is to be seen in a bigger context of values and ideals like food-sovereignty, sustainability and also the right to the city. The motives of the urban gardeners vary from simple “enjoyment” to ideological reasons. The analysis was conducted by applying Bourdieu’s Theory of social practice to the gardening movement. Bourdieu defines the striving of people for an improvement of their social position as the main motive of capital accumulation. He differentiates between economic, cultural, social and symbolical asset, which is used to carry out social actions and build up a lifestyle as an apparent part of the habit (habitus). Lifestyle is understood as an instrument and category of social distinction. Based on these theoretical assumptions, the following hypotheses (H) were formed: 1) The participation in the CG project is seen as an enrichment in the sense of a profit of social and cultural asset. 2) Gardening in the CG forms a new social practice and habit and with this creates a lifestyle, whose performers separate themselves from other social groups by living this lifestyle. 3) The CGs nowadays can be seen as a post guerilla gardening for they share similar social critical demands. Questionnaires were sent to gardeners and experts in the matter. Their answers were cited in the work in order to emphasize the findings of the literature analyses. H1 can be easily confirmed. The gardeners do profit from their engagement in the garden community. Although they do not gain any economic asset, they gain new social relations, knowledge about cultural techniques. Furthermore, they have a personal benefit from the access to the garden which might be described as spiritual. The situation with H2 and H3 is more complex. H2 is temporarily confirmed, since it can be observed that a growing number of people invest their time and other resources in the garden and its community. However, further empirical verification has to be done, caused by the range of this hypothesis, in order to verify this lifestyle as a sign for a

shift in the social values or to identify it as a momentary fashion. H3 can only be partly confirmed. The current form of community gardening may be seen as a post guerilla gardening in terms of cause and time, but concerning their character of resistance nowadays CG act more as local places of social alternative, rather than resistance, since they are institutionally and organizationally integrated into the neoliberal society and can be entered and left at short notice. They realize some resistance and protest through small irritations of the norm and might contribute to social change in that way; however, they do not reject the system as a whole.

Lebenslauf

Kessel, Viola Anna Sèraphine

Persönliche Daten:

geboren: 26. Juli 1988 in Dachau, Deutschland

Nationalität: Österreich

Erreichbar: viola.kessel@gmx.net

Ausbildung:

10/2008- voraussichtlich 06/2015 Lehramtsstudium für die Unterrichtsfächer Spanisch sowie Geographie und Wirtschaftskunde an der Universität Wien

08/2012-07/2013 Campus Europae Studienaufenthalt an der Universidade de Aveiro, Portugal

10/2007-01/2014 Diplomstudium der Internationalen Entwicklung

06/2007 Matura mit ausgezeichnetem Erfolg am Bundesgymnasium Zaunergasse, Salzburg

08/2005-07/2006 Schulbesuch (Schüleraustausch) in Azul, Argentinien

Berufserfahrung:

01/2011 – heute Planspiel –Trainerin für die Arbeiterkammer Niederösterreich

10/2009- 06/2010 Sprachassistentz an der Escuela Oficial de Idiomas Sevilla, Spanien

Sprachkenntnisse:

Deutsch: Muttersprache

Englisch: C1 (Cambridge Advanced Certificate)

Spanisch: C1 (Studium)

Portugiesisch: B1 (Zertifikat der Universidade de Aveiro)